H. Taines Erkenntnis-Theorie in De L'Intelligence.

(Darstellung und Beurteilung.)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt

von

Willy Hentschel

aus Schönfeld b. Rochlitz i. S.

Tag der mündlichen Prüfung: 21. Februar 1910.

Rochlitz i. S.
Buchdruckerei von Karl Meltzer.
1910.

Inhaltsangabe.

Literaturverzeichnis	Seite	4
A. Einleitung	„	5
B. Darstellung	„	7
I. Kapitel: Ueber die Wahrnehmungen	„	7
II. Kapitel: Ueber die Erinnerungsbilder	„	8
III. Kapitel: Association und Substitution	„	9
IV. Kapitel: Vom allgemeinen Mechanismus der Erkenntnis	„	14
V. Kapitel: Die Erkenntnis der Körper	„	19
a) Der Körperbegriff	„	19
b) Die äußere Perzeption und die Erziehung der Sinne	„	34
VI. Die Erkenntnis des Geistes	„	37
VII. Die Erkenntnis der generellen Dinge	„	40
C. Beurteilung	„	49

Literaturverzeichnis.

1., H. Taine. De L'Intelligence. Onzième Edition. Paris 1906.
2., H. Taine. Der Verstand. Uebersetzt von Siegfried. Bonn 1880.
3., John Stuart Mill. An Examination of Sir William Hamiltons Philosophy. 1865.
4., Bain. Senses and Intellect. London 1855.
5., Spencer. Prinziples of Psychology. 1855.
6., Volkelt. Erfahrung und Denken. Hamburg und Leipzig 1886.
7., Wundt. Logik. 2. Auflage.
8., Wundt. Grundriß der Psychologie. 9. Auflage.
9., Wundt. Philosophische Studien.
10., Kant. Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe Kehrbach.
11., Riehl. Der philosophische Kritizismus. Leipzig 1879.
12., Eisler. Einführung in die Erkenntnistheorie.
13., Eisler. Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 2. Auflage.
14., Amédée De Margerie. H. Taine.
15., Barzelloti. H. Taine. Ins Französische übersetzt von Dietrich. Paris 1900.
16., H. Reichel. Darstellung und Kritik von J. St. Mills Theorie der induktiven Methode. Z. Ph. Kr. Bd. 122, 123.
17., Baumann. Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte. Gotha 1903.
18., Ribot. M. Taine et sa Psychologie. Revue Philosophique Bd. IV.
19., Hommay. L'Idée de Nécessité. Revue Philosophique Bd. XXIV.
20., K. Grube. Ueber den Nominalismus in der neueren englischen und französischen Philosophie. Dissertation, Halle a. S. 1889.
21., Girand. La Philosophie de Taine. Fribourg 1899.
22., B. d'Aurevilly. L'Intelligence. Le Constitutionel 20 avril 1870.
23., L'abbé Guthlin. Étude sur les oeuvres de Taine. Doctrines Positives en France. 1865.
24., Renan. De L'Intelligence. Journal des Débats. 28 mars 1870.

A. Einleitung.

Der vorliegenden Abhandlung wurde „De L'Intelligence" in seiner onzième Edition zu grunde gelegt. Hippolyte Taines Buch „Ueber das Erkenntnisvermögen" — so wäre wohl „De L'Intelligence" am besten zu übersetzen — ist ein Versuch experimenteller Psychologie und es sollte zunächst nur Psychologie sein, aber bereits von der dritten Auflage ab kam zu der Psychologie immer mehr Erkenntnistheorie hinzu.[1]) Seiner philosophischen Richtung nach ist Taine Positivist, aber Positivist nur im weiteren Sinne des Wortes; Positivismus ist ihm nur Ausgangspunkt, nicht Abschluß. Letzteres vor allem insofern nicht, als er die Metaphysik nicht prinzipiell bekämpft.

Taine hat den Einfluß seiner französischen Vorgänger Comte und Condillac erfahren und fußt vor allem auf den Lehren der Engländer John Stuart Mill und Bain. — Ribot sagt, die Psychologie sei nicht nur Taines Lieblingsstudium, sondern sein einziges Ziel gewesen. Ribots Schrift „Taine et sa Psychologie" kritisiert wenig und gibt keineswegs ein lückenloses Bild von Taines Psychologie. Dagegen ist das Buch „H. Taine" von De Margerie ausführlicher, berücksichtigt aber mehr die literarischen und kritischen Werke Taines; wir konnten aber aus diesem Werke manche Aufklärung erfahren.[2])

Unsere Aufgabe ist hier, die Erkenntnistheorie in Taines Traité darzustellen und zu beurteilen. Wir müssen dabei die Psychologie — zum Teil auch die Physiologie — ausführlicher in unsere Arbeit mit aufnehmen als uns lieb ist, aber anders würden wir sofort den Boden unter den Füßen verlieren. Denn es ist eine Eigentümlichkeit der Taineschen Erkenntnistheorie, von ihren psychologischen Voraussetzungen besonders abhängig zu sein. — Ein Charakteristikum der Schreibart Taines ist die Schilderung in Beispielen, wodurch die trotz ihrer Breite zuweilen etwas dunkle Darstellung klar wird und an Interesse gewinnt. Und diese Beispiele sind immer vortrefflich gewählt und äußerst über-

[1]) Baumann, Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte, S. 394.

[2]) Die übrige Spezialliteratur, die für unsere Abhandlung noch in Betracht kommen könnte — Lit.-Verzeichnis 21—24 —, haben wir eingesehen, darin aber nichts für uns Bemerkenswertes gefunden.

zeugend. Das Werk ist so geistreich geschrieben und wirkt auf den Leser so — man kann sagen: hypnotisierend, daß er zunächst alles glauben muß. — Die Uebersetzung von L. Siegfried ist im ganzen brauchbar, wenn auch — besonders in der Wiedergabe der psychologischen Termini — nicht immer fehlerlos.

Was die Disposition unserer Abhandlung angeht, so müssen wir gestehen, daß sie uns einige Schwierigkeit gemacht hat. Das liegt an der Taineschen Methode. Taines Eigenart der Darstellung, die Zerlegung der Erkenntnisse bis auf ihre letzten Bestandteile, die successiven Abstraktionen und Analysen schalten eine Darstellung unter anderen Gesichtspunkten fast aus. Auch De Margerie scheint das erkannt zu haben; sein Buch ist, soweit es über „De L'Intelligence" handelt, nur Inhaltsangabe, Kapitel für Kapitel. — Schematisch ausgedrückt, bewegt sich Taines Philosophie in einer abfallenden (I. Teil) und in einer aufsteigenden Linie (II. Teil). Im I. Teile behandelt er analytisch „die Elemente der Erkenntnis", mit dem Komplizierteren beginnend, von Reduktion zu Reduktion bis zum einfachsten, der Wahrnehmung, fortschreitend, im II. Teile „die verschiedenen Arten der Erkenntnis", mit jenem Einfachsten, der Wahrnehmung, anfangend und synthetisch zum Komplizierteren aufsteigend. Unsere Darstellung nun wird sich im allgemeinen in einer geraden Linie bewegen; wir werden, von der Wahrnehmung ausgehend, zur Darstellung zu bringen suchen, wie Taine auf ihr den ganzen Erkenntnisprozeß aufbaut. Auf diesem Wege werden die Inkonsequenzen und „Erschleichungen" am klarsten zu Tage treten. Damit unsere Darstellung ihrem Original möglichst treu bleibe, haben wir uns ziemlich genau an Taines Worte angeschlossen, auch haben wir den Philosophen selber viel reden lassen. Bei möglichster Kürze das Thema möglichst zu erschöpfen, ist uns erstes Prinzip gewesen.

Die Kritik ließe sich sehr weit ausspinnen. Doch wir müßten da vieles von anderen schon oft Gesagtes wiederholen. Gegen eine sehr ausführliche und prinzipielle Kritik spricht ferner der Umstand, daß über den Positivismus, wie ihn Taine mit Mill vertritt, das Urteil feststeht; nämlich, daß er zufolge des völligen Verkennens des Apriorischen, der „transcendentalen Apperception" unhaltbar ist. Unsere Beurteilung wird sich also darauf beschränken dürfen, die Einseitigkeiten der Taineschen Erkenntnistheorie zu beleuchten, soweit sie sich prinzipiell schon bei anderen Empirikern finden, in aller Kürze, soweit sie Taine eigen sind, ausführlicher.

B. Darstellung.

I. Kapitel: Ueber die Wahrnehmungen.

Wir beginnen also unsere Darstellung mit der Definition der Wahrnehmung und der Feststellung ihrer Bedeutung für die Erkenntnis. — „Dieses Blatt Papier ist weiß, das bedeutet, dieses Blatt Papier kann, sobald Licht darauf fällt, infolge seiner besonderen Textur in uns die Wahrnehmung der weißen Farbe hervorrufen.“ Jede sinnliche Wahrnehmung lokalisieren wir und zwar für gewöhnlich an das äußerste Ende des Nerven, durch dessen Tätigkeit sie hervorgerufen wird. Wahrnehmungen der Töne verlegen wir noch weiter hinaus, in die Ferne, die Luft. Die Wahrnehmung als „erstes inneres Ereignis“ ist uns ohne Zwischenglieder bekannt, von associirten Bildern, die es lokalisieren, begleitet und durch einen gewissen Zustand der Nerven und nervösen Zentralorgane hervorgerufen, einen unbekannten Zustand, der gewöhnlich durch die Einwirkungen der äußeren Objekte in uns erzeugt wird.

In der weiteren psychologischen Analyse stützt sich Taine auf Helmholtz, Savart und Müller. Wir begnügen uns hier mit der Festlegung ihrer Resultate: Unsere sinnlichen Wahrnehmungen sind Gesamtheiten und Komplexe, deren Elemente, um in unser Bewußtsein zu dringen, sich zu Gruppen vereinigen müssen. Uns sind nur diese Produkte bekannt, von den Elementen haben wir nur einen abstrakten Begriff, und was die Vernunft uns vergegenwärtigt, ist kein Bild, sondern eine Bezeichnung. — Die Analyse enthüllt uns drei Prinzipien: 1., Zwei aufeinanderfolgende sinnliche Wahrnehmungen, die getrennt für unser Bewußtsein gleich null sind, können vereint eine totale, für das Bewußtsein bemerkbare Wahrnehmung bilden. 2., Eine für das Bewußtsein unauflösliche und anscheinend einfache sinnliche Wahrnehmung ist ein Komplex aufeinanderfolgender und gleichzeitiger Wahrnehmungen, die selbst wieder hochgradig zusammengesetzt sind. 3., Zwei sinnliche Wahrnehmungen von gleicher Natur, die sich nur durch Größe, Ordnung und Zahl ihrer Elemente unterscheiden, erscheinen dem Bewußtsein als unter sich nicht reduzierbar und wie mit ganz verschiedenen speziellen Eigenschaften begabt. — Die sinnliche Wahrnehmung, das „was sich von einem Nervenende zum anderen fortpflanzt, ist nichts anderes als eine molekulare Umlagerung, die schneller oder langsamer vor sich gehen, einfacher oder komplizierter sein kann. Ein Teilchen nahm im Verhältnis zu anderen eine gewisse Lage ein; diese Lage wechselt, weiter nichts; am Ziel einer jeden Wissenschaft, die von Körpern handelt, findet man immer nur die Mechanik, deshalb kann

man die verschiedenen Tätigkeitsformen der Nerven, welche die verschiedenen Empfindungen hervorrufen, immer nur als Systeme von Bewegungen auffassen. Und so sind diese Tätigkeitsformen nur quantitativ verschieden, qualitativ aber dieselben."

Mit obigen drei Prinzipien ausgerüstet, begreifen wir die Natur und die Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen aller unserer Sinne: Eine Wahrnehmung ist ein geistiger Repräsentant, ein inneres Zeichen des äußeren Faktums, durch das sie hervorgerufen wird. Jede normale Wahrnehmung entspricht einem äußeren Ereignis, das sie mit größerer oder geringer Genauigkeit übersetzt und dessen inneres Substitut sie ist. Durch diese Uebereinstimmung entsprechen die Ereignisse des Inneren denen der Außenwelt und passen zu ihnen, und so sind die Wahrnehmungen, welche die Elemente unserer Begriffe sind, von vornherein auf natürliche Weise den Tatsachen angepaßt, wodurch späterhin für unsere Begriffe die Möglichkeit entspringen wird, den Tatsachen conform und folglich wahr zu sein.

II. Kapitel: **Ueber die Erinnerungsbilder.**

Die Erinnerungsbilder sind für Taine von großer Bedeutung, deshalb widmen wir ihnen ein besonderes Kapitel. Taine definiert sie folgendermaßen: Das Erinnerungsbild ist ein Wiederaufstehen vergangener Eindrücke, ein Echo oder Wiederschein der primitiven Wahrnehmung. Als ein zweites, entsprechendes, nicht von außen hervorgerufenes, sondern spontan vorhandenes folgt es einer von außen hervorgerufenen, nicht spontan entstandenen sinnlichen Wahrnehmung. Es ist mehr oder weniger bestimmt und deutlich, je nach der Persönlichkeit und der Art des empfangenen Eindrucks. Dieses verschiedenartige Auftauchen der Bilder zeigt Taine an vielen treffenden Beispielen, an Versuchen, die er an Illusionären und Halluzinären unternommen hat. Diese extremen Fälle sind ihm dann unterrichtend und maßgebend für den normalen Zustand. Er konstatiert, daß im normalen Zustande jede Halluzination sofort hinfällig wird durch die Gegenwart eines Antagonisten oder Reduktors. Doch davon später! — Die Bilder oder Erinnerungen sind unter sich koordiniert und besitzen eine gewisse, im Verhältnis zur Zeit rückwirkende Kraft. Allgemeine, durch die Erfahrung erworbene Urteile sind mit ihnen associiert und alle zusammen bilden eine Gruppe unter sich verbundener Elemente, die durch ihre gegenseitigen Beziehungen derart im Gleichgewicht gehalten werden, daß das Ganze eine sehr große Festigkeit besitzt und seine Kraft auf jedes von seinen Elementen überträgt. Nach jedem Traume z. B. führen die Urteile und befestigten Erinnerungen durch ihren festen Zusammenhang unter

einander als Gruppe die nötige Reduktion herbei und überwinden den natürlichen Trieb, kraft dessen das Bild uns zu Illusionären macht. — Mit der Wahrnehmung verglichen, hat das Bild nebst verschiedenen physischen Reizen und einem speziellen Reduktor dieselbe Natur wie die Wahrnehmung. Es ist die Wahrnehmung selbst, aber eine konsekutive oder wiederauflebende, und man sieht es immer mit der Wahrnehmung coïncidieren. Es ist wohl für gewöhnlich lückenhaft, flüchtig und schwach, erreicht aber in manchen Fällen die Fülle der Details, die Deutlichkeit, Stärke und Dauer der Wahrnehmung selbst. Indem das Bild die Wahrnehmung erneut, ersetzt es dieselbe; es ist ihr Substitut. „Bilder einer gewissen Art bilden die Erinnerungen, d. h. die Kenntnis geschehener Ereignisse. Bilder mit Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne verbunden, namentlich mit solchen des Gesichts- und Tastsinns, bilden unsere erworbenen Begriffe, d. h. alles dasjenige, was in der Erkenntnis der äußeren individuellen Objekte über die bloße Wahrnehmung hinausgeht. Bilder einer gewissen Art, in gewisser Weise verbunden, bilden unsere Schlüsse und Vermutungen, d. h. die Erkenntnis zukünftiger Ereignisse.“ Gleichwie — wir werden das im III. Kapitel erfahren — die Erkenntnis der generellen Qualitäten nur dadurch möglich ist, daß man den Wahrnehmungen und Bildern Zeichen substituiert, so ist sowohl die Erkenntnis zukünftiger oder vergangener Ereignisse, als auch die Erkenntnis zu Gruppen vereinigter Eigenschaften, wie sie jedes individuelle äußere Objekt ausmachen, nur dadurch möglich, daß man den Wahrnehmungen Bilder substituiert.

Die spontane Wiedergeburt ist die fundamentale Eigenschaft des Bildes und sie kann nach sehr langen Zeiträumen noch stattfinden. Doch besitzen die Wahrnehmungen, Bilder oder Begriffe die Fähigkeit der Wiedergeburt nicht in gleichem Grade. Das hängt von dem Grade der Aufmerksamkeit ab, mit dem der erste Eindruck begleitet gewesen ist. Die zweite die Wiedergeburt des Bildes fördernde Ursache ist die Wiederholung. Zum Erlernen einer Sache sind wiederholte Betrachtungen nötig. Jeder Mensch und jedes Tier gebietet in jedem Augenblicke über einen gewissen Vorrat von deutlichen und wiederkehrenden Bildern, die einstmals aus dem Zusammenflusse zahlreicher Erfahrungen entsprungen, gegenwärtig durch den Zusammenhang erneuter Erfahrungen genährt werden.

III. Kapitel: **Association und Substitution.**

Zu den Wahrnehmungen und Bildern, welch letztere also nur Wiederholungen der Wahrnehmungen sind, brauchen wir nur noch zwei letzte Elemente — die Association und Substitution — hinzutreten zu

lassen, und das ganze zur Erkenntnis nötige Material liegt beisammen. Den Funktionen der Association und Substitution hat Taine eine sehr eingehende Behandlung zu teil werden lassen; deshalb begreifen wir um so weniger, wie Ribot zu dem Resultat gekommen ist, Taine habe die Association nicht genug berücksichtigt.[3]) Es ist wahr, hier ist Taine den Engländern einmal nicht gefolgt; doch Ribots Urteil ist übertrieben. Taine ist der Bedeutung der Associationen ungefähr gerecht geworden. Er hat sie uns in „De L'Intelligence" in der Form der „Zeichen-"Theorie Condillacs mit ziemlicher Virtuosität dargestellt.

„Wenn man den Triumphbogen de l'Etoile ersteigt und auf die elysäischen Felder hinabsieht, so bemerkt man eine Menge schwarzer oder farbiger Punkte, die sich auf den Straßen oder den Trottoirs bewegen." Wir wissen, daß diese Punkte Menschen sind. „Die Gegenwart der Punkte hat uns die Gegenwart der Personen angezeigt. Sie war das Zeichen derselben." Derartige Associationen machen wir in jedem Augenblicke. Wenn man z. B. im Nebenzimmer einen Schrei von ganz gewissem Klange hört, so stellt man sich sofort ein weinendes Kind vor; der Schrei ist das Zeichen dieser Vorstellung. Auf ähnlichen Verbindungen beruhen die meisten unserer Urteile. „Wenn wir trinken, oder gehen, oder zu irgend einem Zwecke eins unserer Gliedmaßen gebrauchen, so sehen wir auf Grund einer wahrgenommenen Tatsache eine andere voraus, die wir noch nicht wahrnehmen. Die Tiere tuen dasselbe; je nach Farbe und Geruch eines Dinges fressen sie es oder lassen es unberührt." In allen diesen Fällen gibt uns die gegenwärtige Erfahrung die Vorstellung einer möglichen ein, d. h. einer Wahrnehmung, die unter gewissen Bedingungen eintreten kann. „Die Wahrnehmung eines Ereignisses, eines Gegenstandes oder einer Eigenschaft erweckt in uns die Vorstellung eines anderen Ereignisses, eines anderen Gegenstandes oder einer anderen Eigenschaft. Indem wir das erste Glied des also verbundenen Paares berühren, machen wir uns von dem zweiten eine Vorstellung und das erste ist das Zeichen des zweiten."

In der großen Familie der Zeichen ist eine besondere Art die der Namen; denn da ein Name in uns ein Bild oder eine Bilderreihe erweckt, so ist er das Zeichen derselben. Ziemlich oft besitzen auch die Namen die Eigentümlichkeit, z. B. beim schnellen Lesen, gar kein Bild zu erwecken. In dem Falle fehlt also das zweite Glied des Paares und wird völlig durch das erste vertreten. Gleichwohl aber ist das übriggebliebene Wort nicht tot, denn wenn wir es festhalten, belebt sich das zugehörige Bild, steht ihm im status nascendi zur Seite. Der Name kann daher die Stelle des Bildes vertreten, das er erweckte, und die

[3]) Ribot. M. Taine et sa Psychologie. S. 37.

der Erfahrung; er ist ihr Substitut. Auf solchen Paarungen, in denen das erste Glied sofort das zweite zur Erscheinung bringt, und auf der Fähigkeit, das zweite ganz oder teilweise zu ersetzen, beruht der Ursprung der höheren Operationen unseres Verstandes.

Wunderbarer noch ist es bei einer zweiten Art der Namen, den Gattungsnamen. Hier ist das zweite Glied überhaupt kein durch Erfahrung faßliches Objekt, sondern nur ein Fragment, das gewissermaßen gewaltsam von jedem natürlichen Objekt, zu dem es notwendig gehört, losgelöst ist. Ich kann mir z. B. ein Zehntausendeck nie vorstellen; auch ganz subtil gezeichnet bleibt es allgemein und abstrakt. So klar ich es auch immer vorstellen will, nach einigen mühsam gezogenen Linien erscheint mir das Bild verschwommen und unklar. Was ich begreife ist aber nicht dieses unklare Zehntausendeck, es ist vielmehr ein vollendetes Myriagon mit seinen sämtlichen Teilen; ich stelle mir sehr schlecht das erstere vor und begreife sehr gut das zweite. Was ich begreife, ist also etwas anderes, als was ich mir vorstelle. — Hier dürfte Taine zu weit gegangen sein. Die Losreißung des Allgemeinen vom Individuellen „liegt weit über unser Vermögen . . . Jeder ernstliche Versuch einer Losreißung des Allgemeinen läßt unsere Gedanken ins Unbestimmte zerrinnen“.[4])

Taine fragt dann weiter: Wie komme ich aber zu diesem „inneren Repräsentanten“, zu diesem „exakten Correspondenten“? Und seine Antwort ist: Das beruht auf einer Eigentümlichkeit der menschlichen Natur. Alle unsere Erfahrungen und die Bilder, die in uns auftauchen, setzen uns zugleich in Affekt und erregen so in uns einen oder mehrere kleine Triebe (tendances). Auf diesen Trieben, die dem entsprechen, was ähnlichen Gegenständen gemeinsam ist, d. h. irgend einer abstrakten Qualität, und die von der Wahrnehmung vieler ähnlicher Gegenstände übrig bleiben, beruht das Sprachvermögen des Menschen und vor allem die Bildung der Gattungsnamen. Befindet man sich z. B. im Walde und nimmt Bäume aller Arten wahr, so bemerkt man das Anstreben der Stämme, das sich Ausbreiten der Aeste als zwei unterscheidende Merkmale des Baumes. Man begreift den Baum im allgemeinen und spricht den Namen „Baum“ aus. Ein gewisser Trieb, der diesen Merkmalen entspricht, hat sich also in mir entwickelt, er überwiegt und gipfelt in einem Ausdruck. — Was ist dieser Trieb? „Er an sich ist nichts Bestimmtes; er ist der schwierigere oder leichtere Anfang, der Keim, die erste Anlage, der Anlauf an eine Sache, ein Bild oder einen Namen, oder jeden abgeschlossenen Vorgang, der seine Erfüllung und Vollendung ist; er ist der status nascendi des Vorgangs, der sein End-

[4]) Volkelt, Erfahrung und Denken. S. 355.

zustand ist.“ Was wir einen allgemeinen Begriff, einen allgemeinen Gesichtspunkt nennen, ist nichts als ein Name, „nicht der einfache Ton, der in der Luft schwingt, nicht die schwarze Buchstabengruppe auf dem Papiere, auch nicht die Buchstaben und der Ton geistig aufgefaßt, sondern beide nur, insofern sie für uns die zweifache Eigenschaft besitzen, daß sie erstens, im Augenblicke ihres Erscheinens die Bilder der Gegenstände einer Kategorie in uns hervorrufen und keine anderen, und zweitens, daß sie von den Bildern der Gegenstände derselben Kategorie in uns hervorgerufen werden und von keinen anderen“. Der Name ist der geistige Vertreter einer bestimmten Klasse von Gegenständen und bildet das Substitut derjenigen Erfahrungen, die uns zu machen versagt sind. Der Name nimmt für uns die Stelle dieser Erfahrungen ein, ist ihr Aequivalent.

Im Gebrauch der Namen besteht also die Ueberlegenheit der menschlichen Intelligenz. Die generellen Namen bilden, unter sich geordnet, ein jeder mit seiner Begleitung von Trieben, der Hauptsache nach die Ausstattung eines denkenden Kopfes. Neben beständig zuströmenden Erfahrungen und wiederkehrenden Bildern kreisen dort Namen, von uns Begriffe genannt, die sämtlich geistige Repräsentanten abstrakter Merkmale und genereller Qualitäten sind.

Kraft der Fähigkeit zu benennen und zu substituieren vermögen wir noch mehr. Denn es gibt Dinge, von denen wir keine Erfahrung haben können; da aber die Erfahrungen es sind, die in uns den bestimmten Trieb, sowie den Namen erwecken, so wäre ein Begriff von ihnen uns unmöglich, wenn wir nicht eine Komplikation der Namengebung vorzunehmen vermöchten.

Letztere geschieht besonders bei den höheren Zahlen. Ueber eine gewisse Zahl hinaus — fünf, sechs, noch öfter vier — können wir Tatsachen oder Gegenstände nicht mehr zusammenbegreifen. Dem abzuhelfen, vernachlässigen wir die Gruppe und geben nur auf das substituierte Wort acht. So ersetzen wir z. B. vier Operationen durch eine einzige. Hinzukommende neue Zahlen können neue Gruppen bilden, letzteres durch den Trieb, der in neuen Namen gipfelt: fünf, sechs, sieben u. s. w. So gehen wir Schritt für Schritt weiter zu höheren Zahlen, zum Finalnamen, z. B. sechsunddreißig, der dem abstrakten Merkmal sechsunddreißig zu sein entspricht, das direkt in uns keinen Trieb und Namen hervorrief. Obwohl dieser Finalname außerhalb unserer Erfahrung steht, vertritt er doch eine Erfahrung, zwar jenseit des Gebietes des menschlichen Wesens, an sich aber möglich. Das alles durch die Substitution, und ihre Wirkung geht noch weiter.

Arithmetik, Algebra, Mechanik etc., sämtliche Vorwürfe der mathematischen Wissenschaften sind Substitutionen. Wir operieren in ihnen

mit Objekten, die in der Erfahrung nirgends existieren. Definition und Objekt bilden ein Paar, dessen zweites Glied, die Definition, aequivalent ist dem ersten Gliede, dem Objekte. Alle Gegenstände der Geometrie — vollkommene Kreise, Würfel, Kugeln — existieren nicht, und doch haben wir den Begriff davon. Diese Objekte sind ideal und können es auch bleiben, denn wir haben ihre Repräsentanten. Alle Eigenschaften, die wir am Substitut entdecken, können wir auch dem Substituierten beilegen. Die Komplikation der Complexe kann nun bis ins Unendliche wachsen; alle zusammen bilden ein eigenes Reich von Objekten, die nicht real sind, sich aber wie die realen Objekte in Familien, Genera und Spezies einteilen lassen, und deren Eigenschaften wir finden, wenn wir diejenigen der sie substituierenden Formeln ins Auge fassen. Von einem Aequivalent gehen wir zu einem anderen über, wir ersetzen Größen durch Zahlen, Figuren durch ihnen entsprechende Gleichungen, Bewegungen und Kräfte durch sie darstellende Linien. Aus einem jeden Gebiete gelangt man zum anderen durch Substitutionen, und da ein jedes Substitut selber wieder ein Substitut haben kann, so hat die Operation keine Grenzen.

Wenn wir also abstrakte Größen kombinieren, so stellen wir stets das erste Glied eines Paares dar, dessen zweites Glied außerhalb unserer Erfahrung liegt, und in der erzeugenden Formel finden wir die Eigenschaften des von ihr erzeugten Objekts. Dabei entdeckt uns die Formel oft Tatsachen, die jenseit aller Erfahrung liegen.

Wenn wir z. B. zwei durch drei dividieren, so erhalten wir einen unendlichen Dezimalbruch. Dieses Unendliche 0,666 ... ist weder unbestimmt, noch unklar, vielmehr widerspricht es jeder Begrenzung und ist begrifflich so klar, daß jedes seiner Elemente seine bestimmten Eigenschaften hat. Die unendliche Reihe begreifen wir sicher nicht, wir leiten von dem Substitut, der Formel, die Reihe und die Eigenschaften der Elemente ab. Was wir begreifen, ist eine generelle Eigenschaft des Dividendus und des Rests, ist das Gesetz der Entstehung der Reihe. Wir können jedes Glied der Reihe bestimmen, daher ist der Begriff des Gesetzes dem Begriff der Reihe aequivalent. „Eine unendliche Reihe bestimmter Größen hat ihr Substitut gefunden in einem abstrakten Merkmale, und an Stelle einer Erfahrung, die nach der Definition unmöglich ist, haben wir eine eigentümliche Eigenschaft isoliert, die wir mit Hilfe zweier Erfahrungen entwickelt haben, und die uns dasselbe wie jene leistet."

So verhält es sich bei abstrakten, in Wahrheit unendlichen Größen stets, so auch beim Raum und der Zeit. — Wir nehmen einen kurzen Zeitteil, wie ihn unsere aufeinanderfolgenden, einen knappen Raumesteil, wie ihn unsere gleichzeitigen Empfindungen umfassen können, be-

trachten dieses Stück besonders und extrahieren aus ihm die Eigenschaft, daß er durch ein ihm absolut ähnliches Jenseits begrenzt wird. Wir stellen wieder das allgemeine Gesetz auf, daß jedwede Größe sich außerhalb ihrer in eine ähnliche Größe fortsetzt, und das ohne jede Grenze. Hierauf basiert unser Begriff von der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit. Auch hier ist der Erfolg derselbe, als wenn das Feld unserer Vorstellungsvermögen unendlich wäre; denn von dem generellen Merkmal ausgehend, können wir uns jedes beliebige Teilchen der Zeit oder des Raumes so deutlich zum Bewußtsein führen, als wenn es uns aus Erfahrung bekannt wäre. — Letzteres ist Taine das staunenwerteste Beispiel der Substitution.

IV. Kapitel: **Vom allgemeinen Mechanismus der Erkenntnis.**

Fassen wir das bisher erörterte kurz zusammen: Wir haben mit Taine das „innere Ereignis", das den Grundstoff der Erkenntnis ausmacht, in allen seinen Gestalten verfolgt und sind dabei zu dem Resultate gekommen, daß unsere eigentlichen Wahrnehmungen Totalwahrnehmungen sind, die sich aus einfacheren zusammensetzen, letztere ebenso, und so fort; ferner, daß unsere Erinnerungsbilder fortlebende und spontan wiederkehrende Wahrnehmungen sind, also auch Wahrnehmungen gewisser Art, und schließlich, daß unsere Begriffe Zeichen, das heißt Wahrnehmungen und Bilder gewisser Art sind.

Nachdem das „primordiale Ereignis", wie Taine mit Condillac die Wahrnehmung nennt, in allen seinen Formen verfolgt und bestimmt ist, können wir jetzt mit ihm alles andere konstruieren. Wir haben von unseren Zuständen Bewußtsein, wir erinnern uns ihrer und sehen deren voraus. Wir perzipieren die äußeren Gegenstände, erinnern uns ihrer Veränderungen, sehen viele derselben voraus. Außer diesen Verrichtungen, die wir mit den Tieren gemein haben, besitzen wir noch andere uns eigentümliche. Wir abstrahieren und verallgemeinern, wir urteilen, ziehen Vernunftschlüsse, konstruieren ideele Objekte. — Wie aber können wir letzteres vollführen, wie können innere Ereignisse, wie die oben geschilderten, das Material dazu bieten? Mit den Phrasen, wir besäßen die und die Fähigkeit, das Bewußtsein, das Gedächtnis, die Einbildungskraft oder die Vernunft, löst man diese Frage nicht. Das ist Wortkram, das Erbteil der Scholastiker. Zur Erklärung dieser Vorgänge muß man ihre Elemente klarlegen; ihre Anordnung, die Bedingungen ihres Entstehens und Zusammentretens feststellen.

Von der Natur ist ein zweifaches fundamentales Verfahren in Anwendung gebracht, um das, was wir Vorgänge der Erkenntnis nennen,

zu erzeugen: das erste besteht in dem Hervorbringen von Illusionen in uns, das Zweite in ihrer Rektifikation. Dieser doppelte Vorgang ist es, der das geistige Gebäude aufführt und vollendet. In folgendem gilt es seine Konstruktion zu studieren.

Nehmen wir dazu zwei der Taineschen Beispiele heraus: Eine Frau macht heftige Geberden des Schmerzes, klagt, schluchzt und verbirgt ihr Gesicht. Sie spielt den Schmerz; aber wenn ich das nicht weiß, so scheint es mir für einen Augenblick, als ob sie wirklich Schmerz habe, d. h. ihre Klagen und Geberden sind dieselben und erwecken in mir dieselben Begriffe, als wenn sie wirklich Schmerz hätte. Zwischen diesem Schmerz und meinem Begriffe gibt es eine Reihe von Mittelgliedern, deren erstes die ausdrucksvolle Geberde ist. Für gewöhnlich geht dieser Geberde der Schmerz voraus, aber eben nur für gewöhnlich. Der Schmerz kann fehlen, ohne daß die Geberde fehlt, und ich habe dasselbe Urteil, als wenn er nicht fehlte. Es sind also „drei Tatsachen gegeben, die drei Glieder einer Kette; eine vorläufige, das ist die bejahte Tatsache; eine mittlere, der für gewöhnlich die vorläufige vorhergeht; ein Begriff, Glauben, Urteil oder eine Perzeption, die stets dem Mittelgliede folgt und sich auf das Antecedens bezieht. Damit das bejahende Urteil zu Stande kommt, ist die Erscheinung des Mittelgliedes zureichend; einerlei, ob das Antecedens vorhanden ist oder nicht". — In diesem Beispiele war das Antecedens nichts als eine Eigenschaft des Objekts, die hier zwar fehlte, die aber auch vorhanden sein kann. „Suchen wir jetzt einen Fall, wo das Antecedens zugleich das Objekt selbst ist; das trifft zu bei der Halluzination. Es sieht jemand mit offenen oder geschlossenen Augen vor sich vollkommen deutlich einen Totenkopf, obwohl sich keiner vor ihm befindet. Dies bedeutet, daß sich, wie im vorigen Beispiele, zwischen der wirklichen Gegenwart eines Totenkopfes und der bejahenden Perzeption eine Gruppe von Mittelgliedern befindet, deren letztes eine gewisse Gesichtswahrnehmung der Nervenzentra ist. Für gewöhnlich hat diese Wahrnehmung als Antecedens eine gewisse Erregung der Gesichtsnerven, ein gewisses Zurückwerfen von Lichtstrahlen, endlich die Gegenwart eines wirklichen Totenkopfes. Aber diese drei Antecedentien gehen der Wahrnehmung eben nur für gewöhnlich vorher. Kommt die Wahrnehmung in ihrer Abwesenheit zu Stande, so wird die bejahende Perzeption ebenfalls in ihrer Abwesenheit zu Stande kommen, und der Mensch wird einen nicht vorhandenen Totenkopf sehen. Auch hier ist die Anwesenheit des letzten Mittelgliedes zureichend, um den Begriff zu Stande zu bringen; gleichviel, ob die Antecedentien da sind oder nicht. Man sieht aus allen diesen Beispielen, daß ein Gegenstand oder eine Eigenschaft, die nicht vorhanden sind, uns vorhanden zu sein scheinen, wenn die schließ-

liche Wirkung, die sie für gewöhnlich durch ein Mittel in uns hervorbringen, ohne ihr Vorhandensein eintritt. Das Mittel vertritt sie, es ist ihr Aequivalent.

„Nun ist es leicht ersichtlich, daß .... das letzte Mittel, das unmittelbar dem Begriff, dem Glauben, der Perzeption, dem bejahenden Urteil vorhergeht, die sinnliche Wahrnehmung ist. Die übrigen Mittel sind nur durch sie und vermittels ihrer wirksam. Entfernen wir sie alle .... und lassen wir nur die Wahrnehmung oder Tätigkeit der sensitiven Centra übrig, so erfolgt eine Halluzination und mithin ein bejahendes Urteil."

Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung, daß die äußere Perzeption eine wahre Halluzination ist. Verstehen wir dieses scheinbare Paradoxon recht! Der Halluzinär, der vor sich einen Totenkopf sieht, macht eine innere Gesichtswahrnehmung, welche der gleicht, die er machen würde, wenn seine offenen Augen die von einem wirklichen Totenkopf ausgehenden Lichtstrahlen empfingen. Diese spontane Gesichtswahrnehmung reicht hin, in ihm einen scheinbaren Totenkopf von scheinbar fester, körperlicher Beschaffenheit hervorzurufen. Die Tätigkeit der sensitiven Centra ist also in beiden Fällen die gleiche. Die durch einen wirklichen Totenkopf hervorgerufene Gesichtswahrnehmung wird folglich dasselbe innere Phantom entstehen lassen wie die Halluzination im eigentlichen Sinne, nur mit dem Unterschiede, daß bei einer Halluzination im eigentlichen Sinne die Hand, jeder andere Sinn, jeder andere Beobachter, den wir zur Bestätigung unseres bejahenden Urteils anrufen, dieselbe versagt, bei einer äußeren Wahrnehmung dagegen erteilt; was wir damit auszudrücken pflegen, daß wir sagen, das Objekt ist im ersten Falle nur scheinbar, im zweiten aber wirklich vorhanden. Diese Analyse findet nicht nur bei den Gesichtswahrnehmungen, sondern auch bei allen übrigen ihre Anwendung, folglich sind auch in allen übrigen Wahrnehmungen Halluzinationen enthalten. „Unsere Wahrnehmung ist daher ein Traum des Inneren, der sich mit den Außendingen in Einklang befindet; und anstatt zu sagen, die Halluzination sei eine falsche äußere Wahrnehmung, muß man sagen, die äußere Wahrnehmung ist eine wahre Halluzination."

Die Perzeptionen, die Erinnerungen und Vorgänge des Bewußtseins oder der Vernunft als Vorgänge von einfacher und spezieller Natur zu betrachten, ist ein großer Irrtum. Sie alle sind keine einfachen Aktionen. Es sind Trugbilder, Phantome, Halluzinationen, „die meistens wahr und durch ein Kunststück der Natur so angeordnet sind, daß sie den Gegenständen entsprechen". Die Halluzination wird von der Wahrnehmung hervorgebracht; letztere „ist die Triebfeder des ganzen Mechanismus, und zwar in so vollkommener Weise, daß die Natur,

um unsere Erkenntnis zu erneuern und dauernd zu machen, ihr ein Substitut gegeben hat“: das Bild.

Die Bilder sind den Wahrnehmungen ganz ähnlich und haben letzteren gegenüber das voraus, daß sie die Erregung der Nerven überdauern und spontaner Wiederkehr fähig sind. Die Bilder tuen einen hohen Dienst; sie ersetzen die eigentlichen Wahrnehmungen in ihrer Abwesenheit, sie sind in allen unseren höheren Operationen, in unseren Urteilen, Schlüssen, Abstraktionen, Verallgemeinerungen und Combinationen von Begriffen enthalten. — Andererseits enthält auch jede Erinnerung und jede Voraussicht Bilder. Wenn ich mich erinnere, daß gestern die Sonne an einer gewissen Stelle aufging, und wenn ich voraussehe, daß sie morgen an einer anderen Stelle aufgehen wird, so habe ich in mir ein bestimmtes oder unbestimmtes Bild der Gesichtswahrnehmung, die ich gestern machte und von der, die ich morgen machen werde. Ebenso enthalten alle associierten Wahrnehmungen, mit denen die Erinnerung und die Voraussicht die nackte Wahrnehmung bekleiden, um die gewöhnliche äußere Wahrnehmung zu stande zu bringen, sowie alle Urteile, Meinungen und Vermutungen, die eine einfache Wahrnehmung in bezug auf die Entfernung, Gestalt, Gattung und die Eigenschaften eines Objekts hervorruft, ebenfalls Bilder. Ein drei Schritte vor mir stehender grüner Lehnsessel gibt meinen Augen nur die Empfindung eines grünen Flecks, der in seinen verschiedenen Teilen heller und dunkler ist. Und doch schließe ich auf diese einfache Gesichtswahrnehmung hin, daß er gewisse Gestalt, Größe u. s. w. besitzt; mit anderen Worten, ich stelle mir eine Reihe muskulärer und taktiler Empfindungen als gewiß vor, die meine Hände und mein Körper haben werden, wenn sie den Stuhl berühren. Endlich finden sich Bilder in dem Bewußtsein von unseren gegenwärtigen Wahrnehmungen: denn wenn wir von einem Schmerz, einem Geschmack, einer Muskelanstrengung, einer Kälte- oder Wärmeempfindung Bewußtsein haben, so verlegen wir die betreffende Empfindung an eine gewisse Stelle unserer Organe oder Gliedmaßen.

In allen diesen Vorgängen ist eine Halluzination, wenigstens im status nascendi, enthalten. Das Bild, eine spontane Wiederholung der Wahrnehmung, ist wie letztere bestrebt, eine Halluzination hervorzurufen. Vollständig ruft es sie nur im Schlaf oder in der Hypnose hervor. Im wachen und gesunden Zustande unseres Geistes wird die Halluzination in ihrem Entstehen gehemmt. Betrachten wir doch einmal unsere gewöhnlichen Vorstellungen und die reguläre Bevölkerung unseres Gehirns: Wir stellen uns ein Haus, eine Straße, einige menschliche Gestalten, Töne, Geruchs- und Geschmacksempfindungen u. s. w. vor und namentlich gewisse Worte; diese letzteren, geistig gelesen, ge-

hört oder gesprochen, bilden die Mehrzahl der Bewohner eines denkenden Kopfes. Sie alle sind Phantome äußerer Gegenstände, Trugbilder von Vorgängen, Scheine von Wahrnehmungen, die augenblicklich als bloßer Schein erkennbar und außerdem vergänglich, undeutlich, unvollständig sind, aber im großen und ganzen ihrer Natur nach dieselben, wie die Erscheinung des Totenkopfes beim Halluzinär. Wahrnehmungen und Bilder sind ihrer Natur nach halluzinatorisch. Die Halluzination, die wie eine Monstrosität erscheint, ist der Stamm unseres geistigen Lebens. In Bezug auf die Dinge betrachtet, entspricht sie ihnen bald und bildet dann eine normale äußere Wahrnehmung; bald entspricht sie ihnen nicht, dann bildet sie die falsche äußere Wahrnehmung, die Halluzination im eigentlichen Sinne. An sich betrachtet ist sie bald vollständig und in ihrer Entwicklung vollendet, so im Traum, im somnambulen Zustande etc., bald ist sie unterdrückt und in der Entwicklung gehemmt, so bei den Ideen, Begriffen, Vorstellungen, kurz bei allen geistigen Operationen.

Wie geht diese Hemmung der Halluzination vor sich? — Zur Beantwortung der Frage geht Taine von folgendem Beispiel aus: Wenn ich mich, im Lehnstuhl hingestreckt, meinen Träumereien hingebe, so fängt bald, bei Abwesenheit aller äußeren Eindrücke, die Zauberlaterne in meinem Inneren an, hell zu scheinen, und wenn der Schlaf kommt, so werden aus den deutlichen Bildern wirkliche Halluzinationen. Weckt mich in diesem Augenblicke eine leise Berührung, so schwinden die Bilder. Die eingebildeten Töne verlieren ihren deutlichen Klang, die Farben erbleichen, die Contouren werden unbestimmt und der halluzinatorische Vorgang ist in demselben Verhältnis gehemmt. Die beiden großen Provinzen des Nervensystems, diejenige in der die Wahrnehmungen zu stande kommen, und die welche die Bilder hervorbringt, sind Antagonisten und wirken als solche. Die Wahrnehmungen werden also schwächer in dem Maße wie die Bilder stärker werden und umgekehrt. Daraus folgt, daß das Ende des Wachens den Bildern das Feld eröffnet, indem es die Wahrnehmungen ausschließt, und das Ende des Schlafs die Bilder ausschließt und den Wahrnehmungen das Feld eröffnet. — Aber hier zeigt sich ein neues Phänomen: das Phantom verblaßt nicht nur, sondern es verliert auch den Schein der Wirklichkeit. Es trug den Charakter des Aeußerlichen, jetzt trägt es den Charakter des Innerlichen. Sofern wir gesund sind, erkennen wir es als das was es ist, als Trugbild, der Wirklichkeit nicht angehörend. Und diese Erkenntnis findet statt, selbst wenn es scharf umschrieben und farbig ist, aus klaren Bildern besteht. — Hier kommt ein Mechanismus zum Vorschein, der in unserem Verstandsleben allerwärts tätig ist: Ein Gesetz von allgemeiner Gültigkeit regiert alle unsere Vorstellungen,

die sinnlichsten wie die abstraktesten. Wir können keine Figur als dreiseitig und gleichzeitig als vierseitig begreifen, können uns keine Fläche als blau und gleichzeitig als rot vorstellen. Wenn zwei sich widersprechende Vorstellungen zusammenkommen, so wird die erste durch die zweite beeinträchtigt, gestört, und diese Störung bringt das zu Wege, was wir für gewöhnlich partielle Negation nennen.

Merkwürdig ist die Einfachheit dieses Mechanismus. Er besteht in dem Hinzutreten einer contradictorischen Vorstellung. Durch dieses Hinzutreten wird die erste in der einen oder anderen Hinsicht verneint, bald als äußerliches und wirkliches, bald als gegenwärtiges Objekt, und dieser Umstand läßt sie bald als etwas Innerliches und Imaginäres, bald als vergangenes oder zukünftiges Ereignis erscheinen. Taine führt zum Belege seiner Behauptung mehrere Beispiele an; wir greifen hier nur eins heraus: Denken wir uns eine vorzügliche Schauspielerin, die den Schmerz sehr gut spielt. Sie macht uns beinahe zu Illusionären. Die „Theaterillusion“ wird in uns immerfort zerstört und wieder hervorgerufen. Man sagt sich: Was ist doch die arme Frau unglücklich! und fast im selben Augenblicke: Es ist ja nur eine Schauspielerin, aber wie gut sie spielt! Die beiden Vorstellungen widersprechen einander und da die zweite mit der Summe unserer Erfahrungen inniger verbunden und durch die Gesamtheit unserer allgemeinen Schlüsse gestützt ist, so wird die erste verneint, erschüttert, unterdrückt, — : rektifiziert.

Durch die Rektifikation verschiedener Grade entstehen unsere Erinnerungen, die unser Gedächtnis bilden, unsere Kenntnisse der Vergangenheit und unsere Voraussichten auf die Zukunft, unsere Begriffe und Vorstellungen, unser Bewußtsein. — In welcher Weise nun die verschiedenen Rektifikationen geschehen, das hier auszuführen, würde zu weit über unser Thema hinausgreifen. Wir verweisen auf „De L'Intelligence“, II. Teil, 1. Buch, 2. Kap.

V. Kapitel: **Die Erkenntnis der Körper.**

a) **Der Körperbegriff.**

Was geht in mir vor, wenn ich mittels meiner Wahrnehmungen Kenntnis von einem äußeren Körper nehme, wenn ich z. B., indem ich der taktilen und muskulären Wahrnehmung der Kälte, Härte und einer gleichmäßig glatten Fläche nach, urteile, daß unter meiner Hand Marmor ist? Antwort: ein halluzinatorisches Phantom oder Trugbild. Wie wir bereits gesehen haben, erzeugt eine Wahrnehmung, namentlich eine solche des Tast- oder des Gesichtssinnes, durch ihre bloße Gegenwart ein inneres Phantom, das wie ein äußeres Objekt erscheint. Dieses

Bild der Wahrnehmung überdauert nicht nur die Wahrnehmung selbst, sondern es ist auch von einem Begriffe, einer Vorstellung, einem Phantom des wahrgenommenen Gegenstandes von größerer oder geringerer Stärke und Sauberkeit begleitet. Worin besteht dieses innere Phantom? Offenbar schließt es unter anderen Elementen einen bejahenden Begriff ein. Es gibt keine äußere Perzeption oder Halluzination, die nicht einen bejahenden Begriff enthielte, den bejahenden Begriff eines mit Eigenschaften begabten Wesens, einer Sache oder Substanz.

Taine hat sodann diesen Begriff analysiert und zwar an folgendem Beispiel: Wenn ich einen Mahagonitisch perzipiere, so habe ich, dem von meiner Netzhaut empfangenen Eindruck zufolge, einen bejahenden Begriff, — den von etwas ausgedehntem, Widerstand leistendem etc., kurz eines Wesens oder einer Substanz, mit den genannten Qualitäten oder Eigenschaften begabt. Die Substanz ist der unbestimmten Reihe ihrer bekannten oder unbekannten Eigenschaften aequivalent. Nimmt man sämtliche Eigenschaften weg, auch die generellste, die Existenz, so bleibt von der Substanz nichts übrig; sie ist die Gesamtheit, deren Einzelheiten die Eigenschaften sind. In jedem Satze ergibt also die Aufzählung der Attribute eine Analyse des Subjektes, und das Subjekt ist die Summe der Attribute. Folglich ist mein Begriff der Substanz nur ein Résümé. Er ist das Aequivalent der Summe der ihn zusammensetzenden Begriffe. Demnach findet, was der Substanz angehört und zukommt, auch bei ihrem Aequivalent seine Anwendung und gehört ihm zu. Wenn ich also sage, sie ist ein Wesen, eine Substanz, oder mit anderen Worten, sie ist und besteht, so bezeichnet das, daß ihre Eigenschaften sind und bestehen. Folglich heißt eine Substanz begreifen und bejahen, eine Gruppe von Eigenschaften als dauernd und beständig begreifen und bejahen.

Worin bestehen nun diese Eigenschaften des Körpers? „Sie sind relativ, stehen in Relation zu meinen Wahrnehmungen und zu denen eines jeden mir analogen Wesens. Sie sind nichts als das Vermögen des Körpers, diese oder jene sinnliche Wahrnehmung zu erwecken.“ Die Rose erweckt den ihr eigentümlichen Rosengeruch, der Zucker den Zuckergeschmack. Eine gewisse schwingende Saite gibt einen Ton von gewisser Höhe, Stärke und Klangfarbe. Ein gewisser heller Körper besitzt eine Farbe von gewisser Stärke und Nüance, das bedeutet, die schwingende Saite kann eine bestimmte Tonwahrnehmung hervorrufen, der helle Körper eine bestimmte Farbenwahrnehmung. So ist wenigstens das primitive und gewöhnliche Urteil. Mit der Einführung der Luft- und Aetherschwingungen ist die Schwierigkeit nur verschoben, indem wir das Vermögen, Empfindungen hervorzurufen, in die Luft- oder Aethermolekeln verlegen; Ton und Farben bleiben trotzdem relative

Eigenschaften. Auch beim generellsten der Sinne, dem Tastsinne, sind die Folgerungen dieselben. Wärme und Kälte sind nichts als das Vermögen, die Wahrnehmungen dieses Namens hervorzurufen. So ist auch die Festigkeit oder Resistenz nichts als das Vermögen, die muskuläre Wahrnehmung des Widerstandes zu erwecken.

Was die geometrischen Eigenschaften Ausdehnung, Gestalt, Beweglichkeit und Lage anbetrifft, so sind es Eigenschaften, die dem Körper persönlich und innerlich zu sein scheinen. Durch sie erklären wir die verschiedenen soeben behandelten Vermögen: Wir begreifen und supponieren kleine, mit Ausdehnung und Gestalt begabte Körper, die wir Molekeln nennen; wir nehmen von ihnen an, daß sie sich mit gewisser Geschwindigkeit bewegen, daß sie sich einander nähern und entfernen, daß eine Summe von Molekeln, deren Bewegung sich gegenseitig aufgehoben oder kompensiert haben, einen festen Körper bildet u. s. f. Unsere Vorstellung von den Körpern ist also ganz reduziert und abstrakt. Das ist für uns das dem Körper Wesentliche und von seinem Begriffe Unzertrennliche.

Die Haupteigenschaft des Körpers ist die Ausdehnung und sein Hauptvermögen die Resistenz. Ein Körper ist eine feste oder resistente Ausdehnung, d. h. diese Ausdehnung vermag in allen ihren zusammenhängenden, nach einander wahrgenommenen Teilen die Empfindung des Widerstandes hervorzurufen; wenn nicht immer in uns, so doch in einem mit schärferen Wahrnehmungsorganen begabten Wesen. Dadurch unterscheidet sich die feste Ausdehnung von der leeren, d. h. von dem Raume, den sie einnimmt. Daher definieren wir ferner ihre Beweglichkeit als das Vermögen, den Ort zu wechseln. Daher definieren wir schließlich ihre Grenzen: Sie hat eine Oberfläche, d. h. eben, eine Grenze; die Fläche ist die Grenze der festen Ausdehnung, wie die Linie die Grenze der Fläche, der Punkt die Grenze der Linie ist. — Die Ausdehnung im dreifachen Sinne ist der Grund unseres Begriffs vom Raume. In der Definition des letzteren nun beruft sich Taine ganz auf die Analyse der Engländer Bain,[5]) Spencer[6]) und Stuart Mill,[7]) vorzüglich auf die des letzteren.

Diese gehen von der Muskelkontraktion und den dabei auftretenden Empfindungen aus. Die charakteristische Eigenschaft einer solchen Empfindung ist die größere oder geringere Intensität, und in dieser Hinsicht kann man eine Empfindung mit anderen desselben Muskels vergleichen. Und so kann man auch den Widerstand, der von anderen Körpern ausgeht, abschätzen. — Einem zweiten Gesichtspunkte ver-

[5]) Bain, Senses and Intellect, S. 99 und 199.
[6]) Spencer, Principles of Psychology, S. 304.
[7]) Mill, Examination of S. W. Hamiltons Philosophy, S. 292.

danken wir unsere Vorstellung von der räumlichen Ausdehnung. Das Muskelgefühl besitzt neben einer größeren oder geringeren Intensität auch längere oder kürzere Dauer. Denken wir uns ein Gewicht, das durch eine Beugung des Armes anfangs vier Zoll, später acht Zoll hoch gehoben wird. Wir unterscheiden die zweite Empfindung von der ersten vor allem dadurch, daß unter sonst gleichen Verhältnissen die zweite noch einmal solange dauert als die erste und ferner dadurch, daß beim zweiten Tempo der Anstrengung andere Muskeln ins Spiel kommen und neue Muskelempfindungen erwecken, die zu den früheren, fortdauernden, hinzutreten und den Vorgang nicht nur verlängern, sondern auch verändern. Durch Vergleich dieser beiden gesonderten Empfindungen unterscheiden wir die größere oder geringere Amplitude unserer Bewegungen. Durch diese muskuläre Entscheidung können wir die Ausdehnung und den Raum erkennen. Denn erstlich gibt sie uns die Empfindung der linearen Ausdehnung. Der Unterschied zwischen vier Zoll und acht Zoll wird für uns durch die verschiedenen Grade der einen oder anderen Muskelgruppe ausgedrückt. Besitzt man nun das Mittel, die Länge oder die Distanz in einer Richtung zu unterscheiden, so besitzt man das Mittel, die Ausdehnung in jeder Richtung zu unterscheiden; da, ob es sich um Länge, Breite oder Höhe handelt, die Perzeption stets denselben Charakter hat. Folglich werden die drei Dimensionen, d. h. der Raum, oder die totale Größe eines festen Gegenstandes auf dieselbe Weise wahrgenommen. Das gleiche gilt für die sogenannte Lage oder Stellung, da die Lage bestimmt wird durch die Distanz verbunden mit der Richtung, die Richtung selbst durch die Distanz, in Fällen der gewöhnlichen Beobachtung wie auch in den mathematischen Wissenschaften. Ebenso wird die Form erkannt vermittels derselben Empfindungen der Ausdehnung oder des durchmessenen Raumes.

Es bleibt noch ein dritter Gesichtspunkt. Außer den Abstufungen der Stärke und Dauer gibt es in unseren Muskelbewegungen noch solche der Geschwindigkeit. Dieselbe Kontraktion derselben Muskeln erweckt in uns zwei verschiedene muskuläre Empfindungen, je nachdem sie langsam oder schnell vor sich geht. Durch die Erfahrung wissen wir, daß in vielen Fällen diese beiden verschiedenen Empfindungen Zeichen derselben Bewegung sind. Daß eine langsame Bewegung während einer längeren Zeit dasselbe ist, wie eine schnellere während einer kürzeren, geht daraus hervor, daß sie die gleiche Wirkung haben. Auf zwei Arten können wir uns ein Maß für die Amplitude unserer Bewegung, d. h. für die lineare Ausdehnung derselben verschaffen. „Zwei kleine Körper", sagt St. Mill,[8]) „A und B sollen einander hinreichend

[8]) St. Mill, Examination . . . S. 228.

nahe sein, so daß man sie gleichzeitig, den einen mit der rechten, den anderen mit der linken Hand, berühren kann. Hier hat man zwei Tastempfindungen, die gleichzeitig stattfinden, geradeso wie es mit einer Farben- und einer Geruchsempfindung der Fall sein kann. Die Frage ist jetzt, was wohl in unserem Geiste vorgeht, wenn wir uns unter der Form der räumlichen Ausdehnung oder des eingeschalteten Raumes die Beziehung, die zwischen den beiden, uns schon als gleichzeitig bekannten Objekten stattfindet, vorstellen, eine Beziehung, die wir zwischen Geruch und Farbe nicht als vorhanden voraussetzen. Unsere Antwort ist, daß, welches auch immer der Begriff des Raumes sein mag, wir denselben erlangen, indem wir unsere Hand . . . in einer longitudinalen Richtung von A nach B bewegen und daß diese Operation, soweit wir von ihr Bewußtsein haben, aus einer Reihe verschiedener Muskelempfindungen besteht. . . . Wenn wir sagen, zwischen A und B ist ein Zwischenraum, so wollen wir damit ausdrücken, daß eine gewisse Reihe dieser Muskelempfindungen zwischen unserer Wahrnehmung des A und des B eintreten muß. Wenn wir sagen, der Raum ist größer oder kleiner, so wollen wir sagen, daß, wenn eine gleiche Menge von Muskelkraft gegeben ist, die Reihe der Wahrnehmungen länger oder kürzer sein muß. Befindet sich ein anderes Objekt C auf derselben Linie, so schließen wir auf seine größere Entfernung daraus, daß wir, um es zu erreichen, die Reihe der Muskelempfindungen verlängern, oder jenes Plus von Kraft hinzufügen müssen, das der vermehrten Geschwindigkeit entspricht. Das ist nach dem Zugeständnis aller der Vorgang, durch den wir die räumliche Ausdehnung erkennen, und das ist in unseren Augen die Ausdehnung selbst. Für uns ist der Begriff der Ausdehnung der einer Menge von Punkten, die neben einander existieren, die aber dasselbe Tastorgan nur nach einander wahrnehmen kann, nach einer Reihe von Muskelempfindungen, die ihre Distanz kundgibt, indem, wie gesagt, diese verschiedenen Punkte in verschiedenen Abständen von einander gelegen sind, da die Reihe der zwischen eingeschobenen Muskelempfindungen in gewissen Fällen größer ist, als in anderen . . . Eine zwischen die erste und die zweite eingeschobene Reihe von Muskelempfindungen ist das einzige Merkmal, das die Coëxistenz im Raume von der Coëxistenz unterscheidet, die zwischen einem Geschmack und einer Farbe oder zwischen einem Geschmack und einem Geruch stattfinden kann, und nichts berechtigt uns, zu glauben, daß die räumliche Ausdehnung an sich etwas anderes sei als das".

Taine billigt diese Theorie und bezeichnet sie als „wunderbar"; er fährt fort, daß die Zeit also für uns die Mutter des Raumes sei: Wir begreifen das Nebeneinander nur durch das Nacheinander. Wenn sich unser Arm bewegt, so durchmißt er einen Raum, aber wir schätzen

die Größe dieser Durchmessung nur vermittels der zwei Faktoren, die ihn messen, mittels der Größe unserer Muskelkraft und mittels der Dauer unserer successiven Muskelempfindungen. Bei einer Durchmessung gibt es drei Faktoren, die Größe der bewegenden Kraft, die Länge der verbrauchten Zeit, die Ausdehnung des durchmessenen Raumes, und ein jeder von ihnen wird bestimmt durch die beiden anderen. Nun finden wir die beiden ersten in uns selbst, und zusammen sind sie dem dritten aequivalent, folglich ist der dritte vollständig durch sie bestimmt. Die durchmessene Entfernung ist also für uns nichts anderes, als das Vermögen, jene in uns hervorzurufen. So ist die größere oder geringere räumliche Ausdehnung nichts als das Vermögen, bei Gleichheit der Muskelkraft eine längere oder kürzere Reihe aufeinanderfolgender muskulärer Empfindungen in uns hervorzurufen. Rechnet man noch dazu die Festigkeit, d. h. das Vermögen, die Empfindung des Widerstandes hervorzurufen, so hat man den Körper. — In der Tat sind seine drei Dimensionen die drei besonderen Gesichtspunkte, auf die sich alle die auf seine Ausdehnung bezüglichen Gesichtspunkte zurückführen lassen. Seine Kontinuität ist das Vermögen, während der ganzen Dauer dieser Wahrnehmungen die Empfindung des Widerstandes zu erzeugen. Seine Begrenzung liegt in dem Moment, in welchem die Empfindung der Resistenz aufhört. Seine Gestalt ist die Gesamtheit seiner Grenzen. Wir begreifen ihn als aus Teilen zusammengesetzt, weil die Wahrnehmung, deren Dauer ihn mißt, selbst aus Teilen zusammengesetzt ist. Ebenso ist er bis ins Unendliche teilbar, weil diese Dauer selbst ins Unendliche teilbar ist. Obgleich die Elemente unserer Empfindung nach einander folgen, so erscheinen uns doch die Elemente des Körpers nebeneinander geordnet; in Wirklichkeit sind sie, gleich dem Körper selbst, permanente Vermögen, deren Permanenz, gleich der des Körpers selbst, uns kund wird durch die regelmäßige Wiederkehr der von ihnen hervorgerufenen Wahrnehmungen. Da sie permanent sind, so sind sie gleichzeitig; obgleich wir sie nacheinander wahrnehmen, existieren sie nebeneinander, und die zeitliche Trennung ihrer Wirkungen erstreckt sich nicht auf ihr Wesen. — Alle sinnlichen Eigenschaften der Körper sind also letzten Endes nichts anderes als das Vermögen, Sinneswahrnehmungen zu erzeugen.

Das führt uns zu einem neuen Ausblick auf die Natur der Körper. Ein Körper ist ein „Bündel“ (faisceau) dieser soeben beschriebenen Vermögen. Was aber ist ein solches Vermögen? Der Tisch kann eine gewisse starke Empfindung des Widerstandes bewirken, d. h. wenn man mit der Hand darauf drückt, entsteht eine starke Wahrnehmung eines Widerstandes. Ein Vermögen ist also nicht dem Objekte innerlich und persönlich, sondern wir verstehen darunter, „daß unter gewissen

Bedingungen gewisse Empfindungen möglich, zukünftig, nahe bevorstehend, notwendig sind". Folglich ist auch ein Bündel von Vermögen — ein Körper — weiter nichts. „Im Grunde des bejahenden Begriffs, durch den ich nach Betasten des Tisches einen selbständigen und dauernden Körper begreife und bejahe, ist nichts vorhanden als der bejahende Begriff der entsprechenden Muskel- und Tastempfindung, indem diese Empfindungen begriffen und bejaht sind, als möglich für jedes mir ähnliche Wesen, das in seinen Bereich kommt, als zukünftig, nahe bevorstehend, gewiß und notwendig für jedes mir ähnliche Wesen, das ihn berührt. Alles was ich begreife und bejahe, ist ihre Möglichkeit unter gewissen Bedingungen und ihre Notwendigkeit unter anderen, vollständigeren Bedingungen. Sie sind möglich, wenn ihre Bedingungen mit Ausnahme von einer gegeben sind. Sie werden notwendig, wenn alle Bedingungen, samt jener fehlenden, gegeben sind; und hier wird die Möglichkeit zur Notwendigkeit durch Hinzufügung der letzten Bedingung. Das ist's, was für uns das Objekt konstituiert. . . . Aus den Möglichkeiten und aus den Notwendigkeiten von Wahrnehmungen entspringen die Vermögen, folglich die Eigenschaften, und folglich die Substanz der Körper selbst".

Wie sollen aber Körper als unabhängige Substanzen, welche Dauer besitzen und die wir als die Ursachen unserer Wahrnehmungen begreifen, nichts anderes sein als Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Wahrnehmung? — Nun wir werden sehen! Wie die Merkmale der Substanz sind auch die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Wahrnehmung permanent, denn sie sind allgemein und gelten für alle Momente der Zeit, sie dauern und sind stabil und unabhängig von mir und allen mit sinnlicher Wahrnehmung begabten Individuen. Sie existieren demnach selbständig und für sich. Sie bilden also in doppelter Hinsicht einen Gegensatz; erstens zu den Wahrnehmungen, die vergänglich, während sie dauernd sind, und ferner „zu den wahrnehmenden Individuen, welche sie selbst sind und nicht jene". Das sind die wesentlichen Merkmale der Substanz. Es ist also berechtigt, wenn wir diese Möglichkeiten Substanzen nennen und wenn sie in unserem Geiste diese hervorragende Rolle spielen.

Wie sie letzteres anfangen, erklärt uns Taine mit J. St. Mills Worten:[9]) Ich sehe ein Stück weißen Papiers auf dem Tische liegen, ich gehe in ein anderes Zimmer, und obwohl ich das Papier nicht mehr sehe, bin ich doch überzeugt, daß es noch immer da ist. Ich mache nicht mehr die Wahrnehmung, aber ich glaube, daß, wenn ich mich wieder in die Lage begebe, wo ich sie machte, d. h. wenn ich in das Zimmer zurück-

[9]) St. Mill, Examination . . . S. 192 f. Wir geben Mill nur verkürzt wieder.

kehre, ich sie von neuem machen werde und daß es außerdem keinen Augenblick gegeben hat, in dem ich sie nicht hätte machen können. Aus dieser Analyse folgt, daß mein Begriff von der Welt in jedem Augenblicke nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Teil der sinnlichen Wahrnehmungen umfaßt. Der Begriff, den ich mir von der Welt in einem Moment ihres Bestehens bilde, umfaßt außer den Wahrnehmungen, die ich tatsächlich mache, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Möglichkeiten von Wahrnehmungen, nämlich alle die Wahrnehmungen, die ich früher einmal gemacht habe und die unter gewissen Umständen in mir wieder auftauchen können, ferner noch eine Menge anderer Wahrnehmungen, die mir bis jetzt noch unbekannte, außerhalb meiner Berechnung gelegene Umstände in mir hervorrufen könnten. Diese verschiedenen Möglichkeiten der Wahrnehmungen sind für mich in der Welt das Wesentliche, denn meine gegenwärtigen Wahrnehmungen sind im allgemeinen von geringer Bedeutung und flüchtig, die Möglichkeiten aber sind dauernd und das ist das Merkmal, durch das sich unser Begriff der Materie oder Substanz hauptsächlich von unserem Begriffe der Sinneswahrnehmung unterscheidet. — Außerdem beziehen sich die Möglichkeiten nicht auf einzelne Wahrnehmungen, sondern auf Wahrnehmungsgruppen. Wenn wir uns irgend ein Ding als eine materielle Substanz, oder mit anderen Worten, als einen Körper vorstellen, so wissen wir aus Erfahrung, daß wir unter gewissen gegebenen Bedingungen nicht eine einzelne Wahrnehmung machen würden, sondern eine ganze Anzahl, eine sehr große und selbst eine unendliche Vielheit von einzelnen Wahrnehmungen verschiedener Sinne, die derart unter einander verbunden wären, daß die Gegenwart der einen im selben Augenblicke die mögliche Gegenwart irgend einer von den übrigen anzeigte. Folglich besitzt nicht nur diese besondere Möglichkeit einer Wahrnehmung die Qualität der Permanenz, da wir tatsächlich keine Wahrnehmungen machen; sondern auch die anderen Wahrnehmungen der Gruppe werden, wenn wir eine machen, von uns unter der Form gegenwärtiger Möglichkeiten begriffen, die in diesem selben Augenblicke realisiert werden können. — Die Gruppe zeigt sich also als eine Art von permanentem Substrat unter einer Reihe temporärer Erfahrungen oder Manifestationen, und das ist ein anderes wesentliches Merkmal, durch das sich unsere Vorstellung von der Substanz von unserer Vorstellung einer Wahrnehmung unterscheidet.

Ein anderes generelles Merkmal unserer Erfahrung besteht darin, daß wir außer den festen Gruppen eine feste Ordnung in unseren Wahrnehmungen erkennen, eine Ordnung der Aufeinanderfolge, aus der die Begriffe der Ursache und Wirkung entstehen. — Zwischen zwei Größen findet eine konstante Beziehung derart statt, daß immer die

eine vorangeht und immer die andere nachfolgt. Diese Beziehung findet sich aber sehr wenig zwischen aktuellen sinnlichen Wahrnehmungen, vielmehr meist zwischen jenen Gruppen. Ein sehr kleiner Teil einer jeden Gruppe ist aktuelle Wahrnehmung, ihr bei weitem größerer Teil besteht aus permanenten Möglichkeiten der Wahrnehmung. Demnach knüpfen sich auch unsere Begriffe von Ursache, Kraft, Tätigkeit anstatt an Wahrnehmungen, an Gruppen von Möglichkeiten der Wahrnehmung. Die begriffenen Wahrnehmungen zeigen sich uns für gewöhnlich nicht als wirklich von uns gemachte, denn nicht allein kann eine beliebige unter ihnen, oder eine beliebige Zahl von ihnen als abwesend vorausgesetzt werden, sondern es braucht sogar keine einzige unter ihnen vorhanden zu sein. Die Modifikationen, die mehr oder minder regelmäßig in unseren Möglichkeiten der Wahrnehmung statthaben, sind der Mehrzahl nach völlig unabhängig von dem Bewußtsein, das wir davon haben, und von unserer Gegenwart oder Abwesenheit. Ob wir gegenwärtig sind oder nicht, das Korn reift und erzeugt eine neue Möglichkeit der Ernährung. Wir lernen dadurch recht eigentlich uns die Natur als einzig aus diesen Gruppen von Möglichkeiten zusammengesetzt vorstellen und wir begreifen die aktive Kraft in der Natur als manifestiert durch die Modifikation der einen von ihnen durch eine andere. So werden schließlich die Wahrnehmungen, die doch die Grundlage aller Erkenntnis sind, als eine Art eines von uns abhängigen Zufalls betrachtet und die Möglichkeiten werden für viel realer gehalten als die aktuellen Wahrnehmungen, als die Realitäten selbst, von denen sie nur die Vorstellung, der Schein oder die Wirkung sind.

Die permanenten Möglichkeiten haben ein Aussehen und eine Rolle uns gegenüber, die so sehr von dem Aussehen und der Rolle unserer Wahrnehmungen abweichen, daß wir sie — mittels der natürlichen Wirkungsweise unserer geistigen Konstitution — als ebenso verschieden von unseren Wahrnehmungen begreifen, wie eine Wahrnehmung von der anderen ist. Daß sie in der Wahrnehmung ihren Ursprung haben, ist vergessen, und wir supponieren, daß sie etwas innerlich durchaus verschiedenes seien. Wenn auch die Wahrnehmungen aufhören, die Möglichkeiten existieren weiter. Sie sind völlig unabhängig von uns, von allem, und noch anderen menschlichen oder empfindenden Wesen eigen. Andere Personen basieren ihr Denken und Handeln auf dieselben permanenten Möglichkeiten wie wir, aber sie machen nicht dieselben aktuellen Wahrnehmungen. Die permanenten Möglichkeiten sind allen uns ähnlichen Geschöpfen gemeinsam, die wirklichen Wahrnehmungen nicht. Die möglichen Wahrnehmungen folgen einander nach bestimmten Gesetzen. Die Welt der möglichen Wahrnehmungen ist wie in mir, so auch in allen anderen mir ähnlichen

Wesen vorhanden, es gibt also eine Existenz außer mir, es gibt eine Außenwelt.

Die Materie ist also definierbar als eine permanente Möglichkeit der Wahrnehmung. — Wir glauben, daß wir irgend ein Ding perzipieren, das enge mit unserer Wahrnehmung verbunden, aber verschieden ist von denen, die wir in diesem besonderen Augenblicke machen, und verschieden von den Wahrnehmungen im allgemeinen, weil es permanent und immer dasselbe ist, während jene flüchtig und veränderlich sind und eine die andere verdrängt. Aber diese Attribute des Objekts der Perzeption sind Eigenschaften, die allen durch die Erfahrung gewährleisteten Möglichkeiten der Wahrnehmung zukommen. Der Glaube an diese permanenten Möglichkeiten scheint demnach J. St. Mill alles in sich zu schließen, was in dem Glauben an die Substanzen wesentlich oder charakteristisch ist. Wie es möglich ist, an die Existenz eines von den Möglichkeiten der Wahrnehmung verschiedenen transcendenten Dinges zu glauben, soll aus folgendem hervorgehen: Die Unterschiede, die unser Bewußtsein zwischen einer Wahrnehmung und einer anderen erkennt, geben uns den allgemeinen Begriff des Unterschiedes und gesellen zu jeder Wahrnehmung, die wir machen, unauflöslich das Gefühl, daß sie von den übrigen Dingen verschieden ist, und wenn diese Association einmal gebildet ist, so können wir kein Ding mehr begreifen, ohne im Stande und sogar gezwungen zu sein, ebenfalls den Begriff eines von ihm verschiedenen Dinges zu formieren. Diese Vertrautheit mit dem Begriffe eines Dinges, das von jedem Dinge, das wir kennen, verschieden ist, führt uns leicht und natürlich zu der Bildung des Begriffes eines Dinges, das von allen Dingen verschieden ist, im einzelnen wie im ganzen. Wir können uns zwar keinen Begriff machen, was das für ein Ding sein könnte; der Begriff, den wir davon haben, ist negativ; aber auch der Begriff der Substanz — wenn die Eindrücke, die sie auf unsere Sinne macht, weggenommen sind — ist rein negativ. So gibt es kein psychologisches Hindernis dafür, daß wir den Begriff eines Dinges bilden, das weder eine Wahrnehmung ist, noch die Möglichkeit einer Wahrnehmung, und es ist ganz natürlich, daß die permanenten Möglichkeiten der Wahrnehmung, von denen unser Bewußtsein uns Zeugnis gibt, in unserem Geiste mit diesem imaginären Begriffe verschmolzen werden. Unsere ganze Erfahrung zeigt uns die Gewalt der Tendenz, die uns dazu führt, geistige Abstraktionen, sogar negative, als substantielle Realitäten aufzufassen. Und die permanenten Möglichkeiten der Wahrnehmung, welche die Erfahrung garantiert, sind durch mehrere ihrer Eigenschaften so außerordentlich verschieden von wirklichen Wahrnehmungen, daß, da wir im Stande sind, uns etwas vorzustellen, das über die Wahrnehmung hinausgeht, eine große

natürliche Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß wir voraussetzen, daß sie dieses Etwas sind.

Diese natürliche Wahrscheinlichkeit verwandelt sich in Gewißheit, wenn wir jenes allgemeingültige Gesetz unserer Erfahrung in Rechnung bringen, das man Gesetz der Kausalität nennt, und das uns unfähig macht, den Anfang irgend eines Dinges zu begreifen, ohne vorausgehende Bedingung oder Ursache. Dieser Fall ist einer der merkwürdigsten derer, in welchen wir einen Begriff, den wir aus Teilen unserer Erfahrung gezogen haben, auf die Totalsumme unserer Erfahrung ausdehnen. Er ist ein schlagendes Beispiel für unsere Fähigkeit zu begreifen und für unsere Neigung zu glauben, daß eine Beziehung, die zwischen jedem individuellen Element unserer Erfahrung und irgend einem anderen Element existiert, auch zwischen der Totalität unserer Erfahrung und irgend einem außerhalb der Sphäre der Erfahrung gelegenen Dinge existiert. Indem wir also auf die Gesamtheit aller unserer Erfahrungen eine innere Beziehung ausdehnen, die zwischen ihren einzelnen Teilen existiert, gelangen wir dahin, die Wahrnehmung selbst — die Gesamtsumme unserer Sinneswahrnehmungen — als aus früheren Existenzen, welche die Sinneswahrnehmung überdauern, hervorgegangen zu denken. Der eigentümliche Charakter dieser uniformen Paarungen, welche die Erfahrung uns unter der Zahl unserer Wahrnehmungen kennen lehrt, führt uns dazu. Das konstante Antecedens einer Wahrnehmung ist selten eine wirkliche Wahrnehmung oder eine Gruppe solcher, sondern häufiger die Existenz einer Gruppe von Möglichkeiten. Es wird hier also der Begriff der Ursache nicht mit den wirklich gemachten Wahrnehmungen identifiziert, sondern mit ihren permanenten Möglichkeiten: und durch ein und denselben Mechanismus erlangen wir die Gewohnheit, die Wahrnehmungen im allgemeinen sowie alle unsere persönlichen Wahrnehmungen, als eine Wirkung zu betrachten, und ferner noch die Gewohnheit, als Ursache der meisten unserer individuellen Wahrnehmungen nicht andere Wahrnehmungen, sondern allgemeine Möglichkeiten der Wahrnehmung aufzufassen. — Mill erwartet gegen diese seine Theorie den Vorwurf, daß sie wohl von der Idee der permanenten Existenz, die ein Teil unseres Begriffs der Materie ist, Rechenschaft gebe, daß sie jedoch unseren Glauben, daß diese permanenten Objekte äußerlich, außerhalb Unserer selbst gelegen sind, nicht erkläre. Zur Verteidigung führt er aus, daß die Idee selbst von etwas außer uns selbst Befindlichem hergeleitet sei, nämlich von der uns durch die Erfahrung übermittelten Erkenntnis der permanenten Möglichkeiten. Er sagt, wir tragen unsere Wahrnehmungen überall mit uns herum und sie existieren nirgends, wo wir nicht sind. Hingegen nehmen wir, wenn wir den Ort wechseln, die permanenten

Möglichkeiten der Wahrnehmung nicht mit uns, sie entstehen und vergehen nach Bedingungen, auf die unsere Anwesenheit keinen Einfluß hat. Sie sind, und wenn wir aufgehört haben zu existieren, werden sie sein: permanente Möglichkeiten der sinnlichen Wahrnehmung für andere Wesen außer uns selbst. So stehen die aktuellen Wahrnehmungen und die permanenten Möglichkeiten der Wahrnehmung in absolutem Gegensatz zu einander, und wenn der Begriff der Ursache erworben und durch Verallgemeinerung von Teilen unserer Erfahrung auf ihre Totalsumme ausgedehnt ist, so ist es ganz natürlich, daß die permanenten Möglichkeiten als generell von unseren Wahrnehmungen verschiedene Existenzen, von denen unsere Wahrnehmungen jedoch die Wirkungen sind, von uns aufgefaßt werden.

Taine erkennt diese Analyse Mills als einzige und als bindend an, bis auf einen schon erwähnten Punkt. Diese Möglichkeiten der Wahrnehmung nämlich, die durch die Gegenwart sämtlicher Bedingungen der Wahrnehmung weniger Einer gebildet sind, verwandeln sich — das fügt Taine hinzu — in Notwendigkeiten, wenn diese letzte fehlende Bedingung noch hinzutritt: Ich sehe einen Tisch, d. h., während ich gewisse Gesichtswahrnehmungen mache, begreife und bejahe ich die Möglichkeit gewisser Wahrnehmungen muskulärer Bewegung, des Widerstandes, des matten Klanges für jedes empfindende Wesen; aber das bedeutet auch, daß, wenn man zu der Existenz eines empfindenden Wesens eine Bedingung mehr hinzufügt, — z. B. eine Bewegung, die seine Hand mit dem Tische in Berührung bringt — für dasselbe alsdann nicht allein mehr die Möglichkeit, sondern die Notwendigkeit dieser Wahrnehmungen stattfinden wird. — „Diese Notwendigkeiten, für sich betrachtet, sind das, was wir Kräfte nennen. Kraft und Notwendigkeit, beide Ausdrücke sind aequivalent; sie bedeuten, daß das fragliche Ereignis eintreten muß! Beide sind Partikularitäten, Daseinsformen, die aus dem Ereignis extrahiert und mittelst einer günstigen Fiktion isoliert sind. Aber wie das Gesetz, das dieses Ereignis unter gewissen Bedingungen vorhersagt, allgemeingültig ist, so erscheinen beide als permanent und zum Range von Substanzen erhoben, was sie in Gegensatz bringt mit den vergänglichen Ereignissen und ihnen eine besondere Stellung gibt. — Jetzt lassen sich unter dem Namen von Kräften die permanenten Möglichkeiten leicht auf das zurückführen, was wir Materie und Körper nennen. Die Welt ist ein System von Kräften. Verschiedene Kräfte, die unter verschiedenen Bedingungen verschiedene Wahrnehmungen in uns erwecken, das sind Körper, in Bezug auf uns, wie auf jedes uns analoge Wesen."

Was ist ein Körper in Bezug auf einen anderen? — Wenn Körper eine Veränderung erleiden, so verschwindet aus der sie bildenden

Gruppe permanenter Möglichkeiten irgend eine Möglichkeit; unter den möglichen Wahrnehmungen, die einen Körper bezeichneten, hört also irgend eine Wahrnehmung auf, möglich zu sein. Im Grunde genommen sind alle diese Veränderungen der Körper nur begriffen und begreiflich durch ihre Beziehungen zu den Wahrnehmungen, da sich alle in letzter Instanz auf das Aufhören oder den Eintritt einer Möglichkeit der Wahrnehmung zurückführen lassen. Nichtsdestoweniger aber sind diese Veränderungen Veränderungen der Körper selbst, und als solche betrachten wir sie gewöhnlich.

Zwei Reihen von Ereignissen knüpfen sich an den Körper und vervollständigen sein Wesen. Er ist einesteils gewisser Veränderungen fähig unter gewissen Bedingungen; er kann Art, Gestalt, Größe, Farbe wechseln, kann zerteilt werden, kann fest, flüssig werden u. s. w. „Wir begreifen ihn in Bezug auf seine möglichen Ereignisse, wie wir ihn begriffen haben in Bezug auf unsere möglichen Wahrnehmungen, und zur ersten Gruppe der permanenten Möglichkeiten und Notwendigkeiten, durch die wir ihn konstituiert haben, gesellen wir eine zweite hinzu.“ — Wir bemerken andernteils, daß eins seiner Ereignisse eine Veränderung in einem anderen Körper hervorruft. Ein gewisser Körper ist also unter gewissen Bedingungen im Stande, gewisse Veränderungen in anderen Körpern hervorzurufen, und wir können ihn deshalb auch in Bezug auf die Ereignisse der anderen Körper definieren, wie wir ihn auch in Bezug auf unsere und seine Ereignisse definieren können. In jener dritten Beziehung ist er noch immer eine Gruppe permanenter Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Durch alle drei Beziehungen aber haben wir ihn vollständig konstituiert. Er kann — und unter gewissen Bedingungen muß er — in uns gewisse muskuläre und taktile Wahrnehmungen des Widerstandes, der Gestalt u. s. w. hervorrufen; das sind seine sinnlichen Eigenschaften. Er kann — und unter gewissen Bedingungen muß er — gewisse Veränderungen in der Dichtigkeit, Gestalt, Lage u. s. f. erleiden; das sind seine inneren Eigenschaften. Er kann — und unter gewissen Bedingungen muß er — in irgend einem Körper irgend eine Veränderung in der Dichtigkeit, Ausdehnung u. s. w. hervorrufen; das sind seine Eigenschaften in Bezug auf andere Körper.

Wie sind aus dieser Menge von Eigenschaften die fundamentalen herauszufinden? Wie die wahrnehmenden Wesen nur ein Glied sind in der zahllosen Armee besonderer Wesen, die wir in der Natur wahrnehmen oder ahnen, so sind unsere Ereignisse nur eine verschwindend kleine Menge in der ungeheuren Anzahl der Ereignisse. Das Ich ist ein vergängliches, ungenaues Reagens unter hundert Millionen anderer. Seinen Begriffen substituieren wir andere aequivalente Begriffe und

wir definieren die Eigenschaften der Körper nicht mehr durch unsere Ereignisse, sondern durch gewisse von ihren Ereignissen. Für die Muskelempfindung beim Heben eines Gewichtes z. B. nehmen wir das Steigen und Sinken der Wagschale. An Stelle unserer Temperaturempfindungen nehmen wir als Index das Steigen oder Fallen des Quecksilbers im Thermometer. Unter solchen indicierenden Ereignissen ist eins allgemeiner verbreitet als alle übrigen: die Bewegung, d. h. der Uebergang von einem Orte zum anderen, mit seinen verschiedenen Schnelligkeitsgraden. „Zuerst nehmen wir sie an uns selbst wahr; der primitive Begriff, den wir davon haben, ist der gewisser, mehr oder minder energischer muskulärer Wahrnehmungen, deren längere oder kürzere Reihe die Streckung oder Beugung unserer Glieder begleitet. Durch Analogie und Induktion legen wir sämtlichen Körpern dem unseren ähnliche Bewegungen bei, gleichwie wir den organischen Körpern Wahrnehmungen, Begriffe, Triebe und andere, den unserigen ähnliche Ereignisse beilegen.“ Wir gehen darin leicht zu weit; aber wir korrigieren uns wieder und schränken allmählich die zu große Aehnlichkeit wieder ein. Das Kind hört zu glauben auf, daß der springende Ball vor ihm flieht. „Der Mann hat das Aufsteigen des Geschosses als eine Anstrengung, analog der seinigen aufgefaßt, und läßt schließlich von dieser Auffassung ab; er erkennt sein Gleichnis als solches, und zieht davon ab, was nötig ist, damit es auf einen Körper paßt, der unfähig ist, zu wollen und zu empfinden. Anstatt die Bewegung als eine Reihe aufeinanderfolgender Wahrnehmungen aufzufassen, die zwischen die Momente ihres Anfangs und ihres Endes eingereiht sind, begreift er sie als eine Reihe aufeinanderfolgender Zustände, die zwischen die Momente des Anfangs und des Endes eingeschoben sind; durch diese Schmälerung kommen die Art und Beschaffenheit der die Reihe zusammensetzenden Elemente in Wegfall, es bleibt nur ihre Zahl und Ordnung übrig, und der Begriff findet nicht allein auf die empfindenden Körper seine Anwendung, sondern auf alle Körper ohne Ausnahme.“

„Von diesem Gesichtspunkte aus macht er allmählich die Entdeckung, daß in seinen Definitionen der Körper und ihrer Eigenschaften irgend ein besonderer Bewegungsmodus an die Stelle seiner Wahrnehmungen treten kann. . . . Den leeren Raum begriff er durch seine muskulären Empfindungen der freien Bewegung; jetzt begreift er ihn durch die ungehemmte Bewegung irgend eines Körpers. . . . Er schätzte die Kraft nach der Größe der von ihm empfundenen Anstrengung; jetzt mißt er sie nach der Schnelligkeit der Bewegung, die sie einer gegebenen Masse mitteilt oder nach der Größe der Masse, der sie eine Bewegung von gegebener Geschwindigkeit mitteilt. — So kommt er zu dem Begriffe des Körpers als dem eines mobilen Motors,

eines bewegenden Bewegten, in dem die Masse und die Geschwindigkeit aequivalente Gesichtspunkte sind. Auf diese Weise sind alle Ereignisse der physischen Natur Bewegungen, deren jede durch die Masse und die Geschwindigkeit des bewegten Körpers definierbar ist, und deren jede eine Quantität ist, die von Körper zu Körper übergeht, ohne jemals größer oder kleiner zu werden. Das ist die heutige mechanische Vorstellung von der Natur. Aus den verschiedenartigen Ereignissen, durch die sich die Dinge definieren lassen, sucht sich der Mensch eins heraus, führt darauf den größten Teil der übrigen zurück und setzt voraus, daß es auch mit dem Rest eines Tages gelingen werde. Aber wenn man das Ausgewählte untersucht, so findet man, daß alle ursprünglich konstituierenden Elemente seiner Definition, sowie der Definition aller übrigen, immer nur Wahrnehmungen oder mehr oder weniger verarbeitet Extrakte von solchen sind".

Können wir unter diesen Extrakten der Wahrnehmung keinen dem Körper beilegen; ist der Körper wirklich nichts als ein bloßes Bündel von Vermögen oder permanenten Möglichkeiten? Gibt es in der Natur nichts als die Reihen vergänglicher Sinneswahrnehmungen; besitzt ein Stein nichts Innerliches, hat er nur relative Eigenschaften? Für besondere Wesen haben wir bereits als wesentlich erkannt eine besondere Reihe von Tatsachen oder Ereignissen. Damit nun auch ein Stein nicht nur die bloße permanente Möglichkeit gewisser Wahrnehmungen eines wahrnehmenden Wesens sei, eine Möglichkeit die mit der Existenz der wahrnehmenden Wesen aufhören würde, so muß er außerdem eine bestimmte Reihe wirklicher oder möglicher Tatsachen oder Ereignisse sein, die auch ohne die Existenz aller wahrnehmenden Wesen stattfinden würden. Können wir ihm eine solche Reihe zuschreiben? — Wenn es sich anstatt um einen Stein um ein wahrnehmendes Wesen, einen Menschen oder ein Tier außer uns selbst handelt, so tuen wir dieses, wie alle Jünger Berkeleys bezeugen, durch Analogie und Induktion. Wir betrachten da das perzipierte Objekt nicht nur als Bündel permanenter Möglichkeiten, sondern legen ihm auch mit gutem Rechte eine Reihe von Wahrnehmungen, Bildern, Begriffen bei, die den unseren analog sind, und wir übertragen auf dieses Objekt mit Recht Ereignisse, die sich in uns vollziehen. Durch diese Uebertragung wird die Möglichkeit zur Wirklichkeit, wir erkennen ihm eine bestimmte Existenz zu, unabhängig von der unsrigen.

Können wir auch dem Steine unabhängige Existenz beilegen, gibt es eine Reihe innerer Ereignisse, die wir auf gleiche Weise von uns auf den Stein übertragen können? — Nach Taines Ansicht vermittels vorhergegangner Eliminationen. „Wir nahmen, wie wir eben gesehen haben, von der Reihe der Muskelempfindungen, durch die wir die

Bewegung begreifen, alle die Merkmale hinweg, die sie von einer anderen Reihe unterscheiden können. Nach dieser großen Einschränkung ist sie für uns nur noch eine abstrakte Reihe aufeinanderfolgender Zustände. . . . Jeder ihrer Komponenten ist ohne Qualität und nur noch definiert durch die Stellung, die er in der Reihe einnimmt. Diese Reihe, die länger oder kürzer sein kann, . . . nennen wir die reine Bewegung. — Nun haben wir das größte Recht von der Welt, sie jenen unbekannten Größen beizulegen, die wir Körper nennen, . . . denn die Analogie, die uns einer gewissen tierischen Form Wahrnehmungen, Begriffe, Willensimpulse, den unseren ähnlich, einzuräumen gestattet, erlaubt uns ebenso, dieser Kugel Bewegungen, die den unseren gleichen, zuzuerkennen. . . . In dieser Hinsicht sind die Körper mobile Motoren, dies ist ihr Wesen; aus dem Grunde würde unser Stein noch existieren, wenn auch alle wahrnehmenden Wesen zu existieren aufgehört hätten; und das bedeutet nicht nur, daß die Möglichkeit gewisser Gesichts-, Tastwahrnehmungen u. s. w. fortdauern würde, sondern auch, daß die unbekannten Größen, die Moleküle, aus denen der Stein besteht, noch fortbestehen würden, d. h. daß die mobilen Motoren, deren Gesamtheit der Stein ist, fortfahren würden, proportional ihrer Masse den Boden zu belasten und in derselben Weise innerlich zu oscillieren, wie sie es heute tuen."

b) **Die äußere Perzeption und die Erziehung der Sinne.**

Alle unsere Sinneswahrnehmungen sind situiert, d. h. mit scheinbarer Stellung im Raume und scheinbarem Sitz an unserem Körper versehen. Sie sind es alle in erster Linie durch das Hinzutreten einer Reihe von muskulären Bildern, welche die Stellung im Raume bestimmen, und durch das Hinzutreten einer Gruppe von taktilen Bildern, die ihren Sitz charakterisieren, dann in zweiter Linie fast alle durch das Hinzutreten von Gesichtsbildern, die zu Aequivalenten dieser Reihe und Zeichen dieser Gruppe geworden sind. — Denken wir uns, daß eine große Menge dieser lokalisierten Wahrnehmungen zugleich stattfindet und daß die Punkte, auf die wir sie beziehen, uns zugleich gesondert und zusammenhängend zu sein scheinen, so können wir daraus unseren aktuellen Begriff des Raumes entwickeln. Die aus partiellen, coëxistierenden, gesonderten und zusammenhängenden Wahrnehmungen zusammengesetzte Totalwahrnehmung wird uns räumlich erscheinen. Das ist der Fall bei den Empfindungen der Wärme und Kälte, bei denen der Berührung, des Druckes, der Farbe. Eine derartige Empfindung erscheint uns deshalb als ausgedehnt, weil sie aus einer Anzahl gleichzeitiger Empfindungen besteht, welch letztere die Erziehung des Tastsinnes wie

an gesonderten, sich aneinanderreihenden Punkten gelegen erscheinen läßt. — Darin liegt ein doppelter Irrtum; einmal, weil die Sinneswahrnehmungen in den sensitiven Centren gelegen sind und nicht in den Nervenenden, und zweitens, weil nach dem Zeugnis der Physiologen die Nervencylinder, deren Erregung unsere Wahrnehmungen erzeugt, mit ihren Enden discontiunierliche Linien und Flächen bilden. Die räumliche Ausdehnung unserer Empfindung ist demnach in doppelter Hinsicht eine Illusion.

Aus dieser Illusion entspringt eine andere. Unseren Empfindungen gemäß, welche an gewissen Punkten unseres Körpers lokalisiert sind, begreifen und bejahen wir Gegenstände, die jenseit unseres Körpers, also äußerlich sind, und bestimmen ihren Ort durch den Ort der Empfindung, die uns jene offenbart. Wir begreifen durch eine aus gleichzeitigen Einzelwahrnehmungen zusammengesetzte Totalwahrnehmung — den Boden, auf den unser Fuß tritt, den Teil des Tisches, über den unsere Hand gleitet, den entfernten Gegenstand, von dem unser Farbensinn uns Mitteilung macht — als räumlich ausgedehnt und zusammenhängend. Wir gehen von der Ausdehnung und dem Zusammenhange unserer Wahrnehmung aus und legen dem Objekte eine scheinbare Ausdehnung und einen scheinbaren Zusammenhang bei. Die Ausdehnung und der Zusammenhang der Körper sind folglich nur Illusionen; und in der Tat kommen die Physiker dahin, die Atome, wenn sie existieren, als durch enorme Zwischenräume getrennt zu begreifen, sodaß in einer uns gleichartig scheinenden Fläche die Lücken weitaus den Stoff überwiegen; noch gründlicher genommen definieren sie den Körper als ein System mathematischer Punkte, in Bezug auf welche die Effekte wachsen oder abnehmen, je nach ihren gegenseitigen Abständen. — In keinem Falle wird bewiesen, daß die Körper wirklich ausgedehnt und zusammenhängend sind. Die Ausdehnung, die wir dem Körper beilegen, ist also eine scheinbare Eigentümlichkeit unserer Wahrnehmung, die wir vermittels einer natürlichen Illusion auf die Körper übertragen. Aber diese Uebertragung ist nicht, wie Kant sagt, die Wirkung einer eingeborenen und unerklärlichen Struktur des Geistes; sie ist die Wirkung einer erworbenen Disposition, die wir durch die Erfahrung erlangt haben.

Bisher hat die Analyse meist zerstört, doch sie kann auch bauen, „und indem wir feststellen, wie unsere Illusionen entstehen, haben wir bereits ermittelt, wie sie uns zu Wahrheiten führen". Die Empfindungen des Geruchs, des Druckes, des Schmerzes u. s. f. finden zweifellos nicht dort statt, wo sie uns lokalisiert zu sein scheinen. Aber an dieser Stelle befindet sich in der Regel der Anfang der sie hervorrufenden Nervenerregung. Denn jede Variation dieser Erregung und ihres wirklichen Sitzes überträgt sich durch eine entsprechende Variation in die

Empfindung und ihren scheinbaren Sitz, und unser falsches Urteil führt zu demselben Ziele wie ein richtiges. „Es dient uns zum selben Zweck, gibt uns dieselben Schlüsse auf die Zukunft ein. . . . Wechselt der Nervenreiz, der den Schmerz hervorruft, in Wirklichkeit seine Stelle, so scheint der Schmerz die Stelle zu wechseln; die Unterschiede des Ortes, die das gewöhnliche Urteil bei zwei Empfindungen unrechtmäßiger Weise voraussetzt, sind, genau genommen, Unterschiede des Ortes, die das physiologische Experiment rechtmäßiger Weise zwischen den Ausgangsstellen zweier correspondierender Nervenreize statuiert. — So trifft unser Geist richtig, obgleich er falsch zielt, und was wir irrtümlicher Weise von unseren Empfindungen sagen, findet mit fast absoluter und fast beständiger Sicherheit bei dem Nervenreiz, der mit ihnen verbunden ist, seine Anwendung. Ausgenommen die seltenen Fälle, in denen die Nervenstämme spontan in Erregung treten, ist diese Anwendung immer richtig". Dasselbe gilt auch hinsichtlich der Sinneswahrnehmungen, die wir jenseit unserer sensiblen Peripherie projizieren, wie z. B. hinsichtlich der Töne und Farben. „Die Variationen und Differenzen des Objektes coincidieren mit den Variationen und Differenzen unserer Sinneswahrnehmungen. Das ist deshalb so, weil unsere Wahrnehmungen sich den Gegenständen angepaßt haben und die innere Ordnung der äußeren."

Zuletzt ist noch der „Sinn und die Bedeutung einer tiefer liegenden Illusion darzulegen", durch welche die äußere Perzeption entsteht und durch welche wir bejahen, daß es Körper gibt. Entspricht jenem Phantom, das die Wahrnehmung in uns hervorbringt und das wir Körper nennen, etwas Wirkliches? Die äußere Wahrnehmung war uns eine wahre Halluzination. „Worin unterscheiden sie sich von der Halluzination im eigentlichen Sinne, die auf Täuschung beruht? — Die Analyse hat uns schon geantwortet. Diesem inneren, vergänglichen Phantom, das als permanentes und unabhängiges Ding erscheint, entspricht für gewöhnlich Zug für Zug eine permanente, unabhängige Möglichkeit und eine ebensolche Notwendigkeit, die Möglichkeit gewisser Wahrnehmungen unter gewissen Bedingungen, die Notwendigkeit derselben Wahrnehmungen unter denselben Bedingungen, plus einer komplimentären Bedingung. Was ich mit gutem Recht und der Wahrnehmung gemäß annehmen kann, wenn ich diese Elfenbeinkugel berühre, das ist eine Gruppe von Beziehungen zwischen gewissen Bedingungen und Wahrnehmungen; infolge dieser Beziehungen wird jedes empfindende Wesen, das sich den Bedingungen unterziehen wird, in denen ich mich befinde, die Empfindung haben, die ich habe, und die anderen Empfindungen, die ich mir vorstelle. Das Gesetz ist allgemeingültig, unabhängig von meiner Gegenwart, meiner Abwesenheit, meinem Dasein. Seine Permanenz gibt mir

die Vorstellung einer metaphysischen Entität, der Substanz. Seine Wirksamkeit gibt mir die Vorstellung einer metaphysischen Entität, die der Kraft. Das sind bequeme Symbole, die man aber Symbole bleiben lassen muß. In diesem Sinne kann man sagen, daß unserem Phantom eine von uns unabhängige Substanz entspricht, die, permanent und mit wirksamer Kraft begabt, fähig ist, in jedem empfindenden Wesen eine Gruppe von Empfindungen wach zu rufen, und noch allgemeiner, die fähig ist, ein Ereignis hervorzurufen und zu erleiden, das wir als das Aequivalent unserer wichtigsten Sinneswahrnehmungen kennen gelernt haben, nämlich die Bewegung oder Ortsveränderung".

VI. Kapitel: **Die Erkenntnis des Geistes.**

„Hier sind wir an dem dimensionslosen Centrum angelangt, einer Art mathematischem Punkt, in Bezug auf den wir alles Uebrige definieren, und den jeder von uns sein Ich nennt." Was verstehen wir unter einem Ich, mit anderen Worten unter einer Person, einer Seele, einem Geiste? Taine definiert es als ein Wesen, in Bezug auf seine Dauer als ein permanentes Wesen, in Bezug auf seine Qualitäten als mit gewissen Kapacitäten und Fakultäten ausgestattet. Doch diese Fähigkeiten sind nur relative Begriffe, insofern sie nur unter den nötigen Bedingungen existieren. So kann ich ein lateinisches Buch nur dann lesen, wenn die Bedingung, das Verständnis der lateinischen Worte, gegeben ist. Taine kommt hier auf eine ähnliche Analyse zurück, wie er sie schon bei den Eigenschaften der Körper angewandt hat. Auch diese Worte hier sind Aequivalente des Wortes: Vermögen. Dieses Wort stellt immer nur die Bedingungen eines Ereignisses oder einer Klasse von Ereignissen als gegenwärtig hin. — Die Erkenntnis solcher Bedingungen ist uns sehr nützlich, sie gestattet uns, die Ereignisse vorherzusehen, eigene wie fremde. In Wahrheit ist ein Vermögen an sich aber nur ein Gesichtspunkt, ein Extrakt, eine Eigentümlichkeit gewisser Ereignisse; die Eigentümlichkeit, daß sie möglich sind, weil ihre Bedingungen gegeben sind. Was also tatsächlich in mir, in dem Ich, ist, das ist die Reihe und das Gewebe zukünftiger, gegenwärtiger und vergangener Ereignisse, Wahrnehmungen, Bilder, Begriffe, Vorstellungen, Gemütsbewegungen u. s. f. Sämtliche Ereignisse, die ich mir beilege, haben den gemeinsamen Zug, mir als innerlich zu erscheinen. Die am häufigsten vorkommenden sind die Vorstellungen, Ideen und Begriffe. Die Vorstellungen werden in ihrer halluzinatorischen Tendenz gehemmt; sie sind mit einer Kontradiction verbunden, die sie als äußeres Objekt verneint. Sie treten also zu den äußeren Gegenständen in Gegensatz.

d. h. sie erscheinen als innerlich. Ebenso verhält es sich mit den Begriffen. Ein Begriff ist immer der Begriff irgend eines Dinges und folglich umfaßt er zwei Momente: einen illusorischen, indem er als das Ding selbst erscheint, und einen rektifikatorischen, indem er als bloßer Begriff erscheint. Das Einander-Gegenübertreten der zwei Momente pflegen wir mit dem „in uns selbst einkehren" zu bezeichnen. Die rektifikatorische Operation ist gleichzeitig die Reflexion, durch die der Begriff als etwas Innerliches erscheint, und die Kontradiction, die ihn als Fragment der Außenwelt verneint, gibt ihm gleichzeitig seine Stellung als Fragment des Inneren.

Es bleibt zu untersuchen, weshalb die Empfindungen, die wir in unseren Körper verlegen, uns ebenfalls wie innerlich erscheinen, von uns auf uns selbst bezogen werden. Dazu müssen wir sie mit denjenigen vergleichen, die uns ebensogut angehören und die wir uns doch nicht beilegen, mit denen der Farbe und des Tones. Den Mechanismus, der sie scheinbar außerhalb unseres Körpers projiziert, haben wir schon kennen gelernt. Wenn sie uns entfremdet sind, so ist das der Fall, weil sie außerhalb unseres Körpers projiziert werden. Die übrigen also — die der Berührung, des Druckes, Geschmacks, Geruchs u. s. w. — sind uns nicht entfremdet, weil wir sie auf uns beziehen; „ihre Lage ist die Ursache ihrer Attribution". — Durch Vermittelung unseres Körpers nehmen wir die anderen Körper wahr und wirken auf sie. Ob die Handlung von uns oder von ihnen ausgeht, immer ist unser Körper zwischen ihnen und uns. Damit wir sie erkennen, muß zuerst eins seiner Organe gereizt werden; damit wir ihnen eine Bewegung mitteilen, muß zuerst einer seiner Muskel sich kontrahieren. „Er ist für uns der erste Motor und das erste Mobile; in Bezug auf andere ist er immer diesseits, in Bezug auf ihn sind sie immer jenseits. Er ist unsere unmittelbare Umfriedigung (enceinte immédiate), sodaß, mit anderen verglichen, er ein Innen und sie ein Außen sind. — Deshalb erscheinen uns die Empfindungen, von denen die Rede war, obwohl wir sie in die Organe verlegen, doch als Innere und knüpfen sich an das Ich. — Das ist unser Begriff von dem aktuellen Subjekt; und das sind alle vorhandenen und reellen Momente, die dieser Begriff in sich schließt. Was ich wirklich bin, was mein wirkliches Wesen ausmacht, das ist eine gewisse vorhandene und reelle Gruppe von Empfindungen; mein Begriff von meinem aktuellen Wesen umfaßt nur diese Ereignisse, und nach der Analyse besitzen alle diese Ereignisse das gemeinsame Merkmal, daß sie für Innere erklärt werden, entweder weil sie unter der Rubrik von Begriffen und Begriffsreihen den Objekten gegenübergestellt werden und der Lokalisation unteilhaftig sind, oder weil ihr scheinbarer Ort sich in unserem Körper befindet."

Das bezieht sich auch auf die Ereignisse der Vergangenheit; auch sie hatten alle das Merkmal, als innerlich zu erscheinen. Die Gesamtheit der Ereignisse bildet eine Kette, sie sind eine fortlaufende Linie zusammenhängender Elemente. Dem Begriff des Ich entspricht also etwas, das sehr analog dem ist, das nach obiger Analyse[10]) die Substanz der Körper bildet. Dieses Etwas ist die permanente Möglichkeit gewisser Ereignisse unter gewissen Bedingungen und die permanente Notwendigkeit derselben Ereignisse unter denselben Bedingungen plus einer komplimentären, und alle diese Ereignisse erscheinen uns als innerlich. Wir können in dieser Hinsicht sagen, daß das Ich, wie die Körper, eine Kraft ist; eine Kraft, die in Bezug auf sie ein Innen ist, wie jene in Bezug auf das Ich ein Außen sind, wobei die drei Worte Kraft, Innen und Außen nur Beziehungen ausdrücken. — Dieses Ich pflegte man bald mit dem „ich", bald mit einem Namen zu bezeichnen. Im Normalzustande ruft dieser Name — durch Association — sein Aequivalent hervor, nämlich die Reihe seiner gegenwärtigen und vergangenen Ereignisse, geknüpft an zahlreiche Reihen möglicher Ereignisse. Auch unser Ich ist also ein Block von Ereignissen, ein Block, dessen Moleküle Wahrnehmungen sind, wie diejenigen aller Körper, aller Operationen der Perzeption und des Bewußtseins.

„Wenn wir durch die Experimente des Tastsinns, des entwickelten Gesichtssinns und der übrigen Sinne eine hinlänglich genaue Vorstellung von unserem Körper erlangt haben, und wenn sich mit dieser Vorstellung der Begriff eines Inwendigen, eines Subjektes accociiert hat, das fähig ist, Wahrnehmungen, Erinnerungen, Begriffe, Willensregungen u. s. w. zu haben, so tuen wir einen Schritt weiter. Unter den unzähligen Körpern gibt es manche, die, von nah oder fern betrachtet, dem unseren gleichen. Mit anderen Worten, wenn wir sie untersuchen, so rufen sie in uns Empfindungen des Contacts, der Resistenz, der Temperatur. der Farbe, Form und Größe für das Auge und den Tastsinn wach, die fast völlig mit denen übereinstimmen, die wir haben, wenn wir mit eigener Hand und eigenem Auge von unserem Körper Kenntnis nehmen. So ist die Bildergruppe, durch die wir uns diese Körper vorstellen, der sehr ähnlich, durch welche wir uns unseren eigenen Körper vorstellen. — Folglich muß, nach dem Gesetze der Association der Bilder, jene Gruppe, wenn sie in uns auftaucht, gleich der anderen, den Begriff eines Subjektes oder Inwendigen in uns erwecken, das die Fähigkeiten des Wahrnehmens, Begreifens, Wollens und anderer ähnlicher Funktionen besitzt. Das ist die spontane Eingebung oder Induktion; sie wird nach und nach durch zahlreiche weitere Be-

[10]) S. 20 unserer Darstellung.

stätigungen fest und genau. . . . Dank diesen Eingebungen und fortwährenden Bestätigungen bevölkert sich die äußere Welt, die bisher nichts als äußere Körper enthielt, nun auch mit Seelen, und das einsame Ich begreift und bestätigt rund um sich her eine Menge von Wesen, die ihm mehr oder minder ähnlich sind."

Alle diese Erkenntnisse sind aus denselben Elementen zusammengesetzt, die nach demselben Gesetz aneinandergefügt sind. Mag es sich um einen Körper handeln, um uns selbst oder ein anderes belebtes Wesen, um eine Perzeption, einen Akt des Bewußtsein, eine Induktion oder einen reinen Begriff, immer ist unsere Operation ein Block, dessen Moleküle Wahrnehmungen sind, welch letztere — mit Bildern verbunden und zu Gruppen vereint — einander wechselseitig ins Leben rufen.

VII. Kapitel: **Die Erkenntnis der generellen Dinge.**

Nach der bisherigen Betrachtung der „speziellen Dinge" und ihrer Erkenntnis bleibt noch übrig, die generellen Dinge und die Begriffe, die wir von ihnen haben, zu behandeln. — Unter „generellen Dingen" sind solche zu verstehen, die mehreren Fällen oder Individuen gemein sind; es sind dies Merkmale oder Gruppen von solchen.

„Die generellen Merkmale spielen in der Natur eine große Rolle. Fürs erste ist, so paradox es auch klingen mag, ein generelles Merkmal dazu nötig, um ein Individuum zu bilden, ein besonderes Ding, welches dauert. Man betrachte einen Körper oder einen Geist, diesen Stein oder jenen Menschen, so ist ein Merkmal dabei, das seine verschiedenen, successiven Momente vereinigt, ein gemeinsamer Zug, der in allen in gleicher Weise wiederkehrt." — Das Wiederkehrende, die Wiederholung ist überhaupt das Wesentliche an allem. Jedes Wesen ist im Grunde genommen „eine Art besonderer Wirbel, seine fortwährende Wiederholung täuscht seine Dauer vor; in Wirklichkeit ist nichts dauernd an ihm, ausgenommen seine Form, d. h. die Gruppe der allen seinen Momenten gemeinsamen Merkmale". Letztere Gruppen nun gewinnen als die unwandelbaren im ununterbrochenen Wechsel der Ereignisse für uns eine große Bedeutung und sie werden von uns mit Recht als der wesentliche Teil der Individuen angesprochen.

Vergleicht man die Einzelwesen unter einander, so findet man, daß trotz der Unterschiede des Raumes und der Zeit bei einer unendlichen Zahl von Individuen gewisse Merkmale stets wiederkehren, mehrere Spezies von Pflanzen und Tieren z. B. haben während enormer Zeiten geologischer Perioden nicht variiert. Entsprechend den gemeinsamen Merkmalen, welche die verschiedenen Momente des Individuums unter einander verbindet, gibt es auch verbindende Merkmale innerhalb der

Klassen von Individuen. „Diese Merkmale sind der gleichförmige und feste Teil der zeitlich und räumlich zerstreuten Existenz.“ Sie dienen aber nicht bloß zur Klassifikation, sind nicht nur Mittel der Mnemotechnik, sie existieren nicht nur, sondern sie sind auch wirksam. „Jedes von ihnen zieht von selbst und durch sich allein ein anderes mit sich, das sein Begleiter, Vorläufer oder Nachfolger ist und bildet mit ihm ein Paar, welches man ein Gesetz nennt.“ So schlägt sich z. B. aus allen Luftschichten, die sich bis unter einen gewissen Grad abkühlen, der Dampf als Tau nieder. Dazu kommt, daß die Merkmale nicht alle in gleichem Grade generell sind, einige sind es mehr, andere weniger. „Ein jedes ist um so genereller, je weniger kompliziert es ist, und um so weniger kompliziert, je genereller es ist.“ Die Gruppe der Merkmale, die in einem Individuum, z. B. im Menschen, durch die successiven Momente seines Lebens hindurch fortdauert, ist sehr umfangreich; anderenteils kommt diese Gruppe nur diesem Menschen zu und dauert als solche nur eine kurze Zeit lang. Bei der Rasse findet das umgekehrte statt. Hier sind die gemeinsamen Merkmale schon viel weiter im Raume verbreitet und dauern auch zeitlich viel länger, da sie vielen Individuen und Generationen eigen sind. Dafür aber sind sie selbst an Zahl viel geringer, weil notwendig alle Züge, die ein Individuum von den übrigen unterscheiden, wegfallen und weil der allgemeine Typus, der aus dieser Subtraktion hervorgeht, nur ein Rest ist. Wird diese „Klassifikation der Naturgeschichte“ zur Spezies, zum Genus, zur Familie u. s. w. fortgesetzt, so verliert der Typus immer mehr Merkmale und gewinnt neue Repräsentanten, sein Inhalt nimmt ab wie seine Ausdehnung wächst. „Die Spezies z. B. ist minder dauerhaft als das Genus. Eine gewisse Tierspezies, die der Megalosaurier, ist untergegangen, nachdem sie eine geologische Periode eingenommen hat, und das Genus, zu dem sie gehörte, besteht noch in anderen Spezies fort; aber die Merkmale des Genus sind nur ein Fragment von denen der Spezies, das in den Sauriern der Gegenwart fortlebende Genus weist nur einen Teil der Merkmale der untergegangenen Spezies auf. — Ueberall kehrt die gleiche Regel wieder. Die generellen Merkmale ordnen sich so etagenweise über einander, und je universeller ihr Vorkommen ist, desto dürftiger ist ihr Inhalt. An der Basis steht absolut vereinzelt und gesondert das momentane Faktum, das Element des Uebrigen insgesamt; jeder Moment, Akt, Zustand, jede Tatsache ist also eine außerordentlich komplizierte Größe, die von jeder anderen verschieden ist und ihre eigentümliche Nüance hat. Nimmt man diese Nüancen weg, so bleibt ein Bündel von Merkmalen, die einer ganzen Reihe von Tatsachen gemeinsam sind und deren Dauer das Individuum hervorbringt. Läßt man aus diesem Bündel alle persönlichen Züge fort,

so ist, was übrig bleibt, die Rasse, d. h. ein Merkmal, das in diesem und in vielen anderen Individuen vorhanden ist. Ein Extrakt aus diesem Uebriggebliebenen ist die Spezies, d. h. ein Merkmal, das in mehreren Rassen vorhanden ist. Ein Extrakt aus diesem Extrakt ist das Genus, d. h. ein in mehreren Spezies vorhandenes Merkmal u. s. f. — Durch diese Reihe von Einschränkungen geht man von einem beschränktem Rest zu einem noch beschränkteren und zugleich von einer generellen Größe zu einer noch generelleren über. Auf allen Abstufungen ist das generelle Merkmal abstrakt und zwar ist es um so abstrakter je genereller, und um so genereller je abstrakter es ist".

Diesen Extrakten oder Resten entsprechen in uns Gedanken einer besonderen Art, die von uns generelle Begriffe genannt werden. Ein genereller und abstrakter Begriff aber ist, wie schon erörtert, nichts als ein Name, „der bezeichnende, resumierende Name für eine Reihe ähnlicher Fakta oder eine Klasse ähnlicher Individuen, die für gewöhnlich begleitet ist von der sinnlichen oder unbestimmten Vorstellung eines dieser Fakta oder Individuen". Die schwierige Analyse haben wir bereits gemacht.[11]) Dort hatten wir als Beispiel das Zehntausendeck, hier führt Taine eine Erinnerung an ein Araucarienbeet an. Was ist von der früher gemachten Wahrnehmung zurückgeblieben? Die sinnliche Vorstellung. Aber es ist ein Unterschied zwischen dieser Vorstellung und den früheren Sinneswahrnehmungen. Erstere ist unbestimmt, die letzteren waren scharf. Sicherlich habe ich damals jede von den Araucarien einzeln wahrgenommen, aber die Verschiedenheiten der einzelnen sind verblaßt, sie sind durch ihre Aehnlichkeit mit einander verbunden worden, meine aktuelle Vorstellung ist nur ein Residuum von ihnen. Von den zahlreichen Erfahrungen bleiben uns nur vier oder fünf mehr oder minder bestimmte Erinnerungen, die, wenn sie erlöschen, uns nichts als eine einzige, farblose, unbestimmte Vorstellung zurücklassen. Doch diese Vorstellung ist nicht der generelle und abstrakte Begriff. Sie ist nur sein Begleiter, das „taube Gestein" (la gangue). Denn die Vorstellung wiederholt mir immer nur eine bestimmte Gesichtswahrnehmung, sie paßt also nur auf eine Araucarie, nicht auf die ganze Klasse. Der abstrakte Begriff dagegen paßt auf die ganze Klasse, ist folglich etwas anderes als die Vorstellung eines Individuums. Außerdem ist der abstrakte Begriff vollkommen klar und bestimmt, denn ich kann jetzt, wo ich ihn habe, immer unter verschiedenen Pflanzen eine Araucarie herausfinden.

Es fragt sich nun, was jenes bestimmte Etwas in mir, das dem allen Araucarien gemeinsamen abstrakten Merkmal und nur ihm ent-

[11]) S. 11 unserer Darstellung.

spricht, wohl ist. — Es ist „ein Klassenname, der Name Araucarie geistig gesprochen oder gehört, d. h. ein bezeichnender Ton, der begriffen und in dieser Hinsicht mit zwei Eigenschaften begabt ist. Erstens erweckt er, sobald er in die Wahrnehmung oder Vorstellung tritt, die mehr oder weniger klare sinnliche Vorstellung eines Individuums der Klasse; diese Verbindung ist exclusiver Natur, sie erweckt in mir nicht die Vorstellung eines Individuums aus einer anderen Klasse. Zweitens, sobald ich ein Individuum der Klasse wahrnehme oder mir vorstelle, so stelle ich mir diesen Ton selbst vor und bin versucht, ihn auszusprechen; diese Verbindung ist auch exclusiver Natur; die wirkliche oder geistige Gegenwart eines Individuums aus einer anderen Klasse ruft ihn keineswegs in meinem Geiste hervor, und bringt ihn nicht auf meine Lippen. — Durch diese doppelte Verbindung bildet er ein geschlossenes Ganze mit allen sinnlichen Wahrnehmungen und Vorstellungen, die ich von den Individuen der Klasse habe und nur mit ihnen. Aber er ist mit keinem von ihnen etwa besonders verbunden; er ruft sie ohne Unterschied alle hervor, und wird von allen ohne Unterschied hervorgerufen". Wenn sie ihn hervorrufen, oder wenn er sie hervorruft, so geschieht das demnach auf Grund dessen, was alle gemeinsam haben; er ist also an das allen gemeinsame gebunden. Nun ist dieses Etwas gerade das abstrakte Merkmal. Letzterem entspricht also der Name. Der Name bedeutet und bezeichnet das Merkmal. In dieser Weise ist der Name dem Anblick, der sinnlichen Erfahrung oder Vorstellung, aequivalent. Wir denken die abstrakten Merkmale der Dinge mittels der abstrakten Namen, welche unsere abstrakten Begriffe sind, und die Bildung unserer Begriffe ist die Bildung von Namen, welche Substitute sind. — (Taine hat uns hier mit der Erklärung seiner generellen Begriffe wieder in den Nominalismus zurückgeführt, wohin wir ihm schon im dritten Kapitel gefolgt waren.)

Die letzteren Begriffe bezogen sich auf etwas Wirkliches. Die in der Arithmetik, Geometrie, Mechanik enthaltenen handeln von etwas möglichem. Die einfachsten von allen sind die Begriffe der Arithmetik, ihr Objekt sind die Zahlen. Da jede Zahl durch die zu sich selbst hinzugefügte Einheit gebildet ist, müssen wir den Begriff der Einheit in erster Linie untersuchen. Es handelt sich hier nicht um die absolute, metaphysische Einheit, welche die Eigenschaft hat, ohne Teile zu sein, wie die Leibnizsche Monade, sondern einfach um die Funktion, die ein Objekt ausübt, die Rolle, die es spielt, indem es mit anderen seinesgleichen dazu beiträgt, eine Kollektion zu bilden. Die Einheit ist also, wie jede andere Fähigkeit, Eigenschaft und Capacität, nur ein generelles Merkmal des Objektes. Die Materialien, aus denen wir den Begriff der Einheit extrahieren können, sind häufig, denn jedes Objekt und jedes Ereignis trägt dazu bei, mit anderen ähnlichen eine Kollektion

zu bilden. Betrachten wir eine Reihe von Objekten, indem wir von allen sonstigen Eigenschaften absehen, als eine Reihenfolge von Einsen oder Einheiten!: da die Merkmale, welche die einzelnen Individuen von einander und die einzelnen Reihen von einander unterscheiden, ausgeschlossen sind, so sind jetzt sämtliche Einsen dieselbe Eins und sämtliche Reihen von Einsen dieselbe Reihe; Individuen und Reihen unterscheiden sich nicht von einander, wir haben eine abstrakte Reihe, aus abstrakten Individuen bestehend. Zur Bequemlichkeit substituieren wir ihr eine sinnlich wahrnehmbare Reihe handlicher Objekte, kleine Kieselsteine oder unsere Finger. Wir bringen sie progressiv zu Stande durch Hinzufügen und vermindern sie durch Wegnehmen. An Stelle dieser schon sehr bequemen Substitute setzten wir noch handlichere Mittel, — die Zahlennamen. Jeder ausgesprochene Zahlenname vertritt mit einer Einheit mehr die Gruppe von Einheiten, die der vorhergehende vertrat. Die Zahlenausdrücke sind ungemein abkürzende Substitute; wenn wir eine Gruppe von Zeichen lesen, z. B. 2,327,648, so fragen wir nicht, ob die Natur einen Gegenstand bietet, der unserem Begriffe entspricht. Der Begriff ist um seiner selbst willen vorhanden. Aber doch ist es auch möglich, daß die geistige Konstruktion irgend einer wirklichen entspricht. Denn den Elementen, aus denen mein Begriff zusammengesetzt ist, entsprechen Elemente, die in den Dingen eingeschlossen sind. In der Tat ist das, was wir Einheit genannt haben, die Fähigkeit, in eine Sammlung einzutreten; und es gibt kein natürliches Individuum oder wirkliches Ereignis, das nicht diese Fähigkeit besäße. „Sobald wir das Objekt denken, ruft es von selbst in uns, ohne unseren Willen und einzig nach dem Gesetze der Ideenassociation, andere mehr oder minder ähnliche Objekte hervor. Zusammen bilden sie eine Gruppe von Größen, von denen einer jeden das eigentümlich ist, daß sie eine besondere Größe unter mehreren anderen, analogen ist. In dieser Hinsicht und in diesem engen Sinne ist sie eine Einheit unter anderen Einheiten. — Es gibt also Sammlungen von Einheiten in der Natur, wie es Sammlungen von Einheiten im Geiste gibt."

Die Begriffe sind „provisorische Cadres". Wenn wir einen Begriff bilden, so haben wir durchaus nicht einen bestimmten Gegenstand in Aussicht, dem wir unsere Gedanken anzupassen suchen. Trotzdem aber ist unser Gedanke einem oder mehreren wirklichen Gegenständen conform, die uns noch unbekannt sind und die, wenn sie uns bekannt werden, diese Conformität bestätigen. Die Anpassung braucht gleichwohl nicht immer ganz genau zu sein. Bei den geometrischen Begriffen ist sie es nur annähernd. Die Elemente, aus denen wir sie konstruieren, sind geringer Zahl. — Wenn ich einen Stein wahrnehme, so sehe ich seine Außenseiten: die Flächen; jede Fläche endigt in

Linien, jede Linie in Punkten. Alle diese Flächen, Linien, Punkte sind Merkmale des Körpers und sie sind universell, da sie allen Körpern gemeinsam sind. Wir lösen das Merkmal los und bezeichnen es durch Symbole, die bald die Namen der Fläche, der Linie, des Punktes sind, bald eine Klasse sinnlicher Gegenstände, die Oberfläche einer Tafel, die Spur eines Kreidestriches, ein winziger Beistiftfleck auf dem Papier. Wir abstrahieren z. B. von dem Fleck die Länge und Breite, die er in Wirklichkeit besitzt, und betrachten ihn als einen Punkt. Die Tafel, der Strich, der Bleistiftfleck werden so zu bequemen Substituten. Es sind das sinnliche und besondere Gegenstände, die jedoch völlig abstrakte und generelle Grenzen vertreten, so wie in der Arithmetik die Kieselsteine und Finger die puren Einheiten ersetzen.

Fügt man zu diesen Elementen noch die Bewegung, so kann man durch verschiedene Kombinationen sämtliche geometrische Komplexe erhalten. Ja bei gründlicher Reduktion stellt sich heraus, daß Punkt und Bewegung zur Konstruktion aller Linien, Flächen und Körper zureichen.

Finden wir aber auch in der Natur physische Gebilde vor, die jenen geistigen conform sind? — Soweit wir darin urteilen können, ist die Conformität nicht absolut. Im Mikroskop erscheinen Krümmungen an den Geraden, Unebenheiten in den Flächen u. s. f. Die Conformität ist, wie gesagt, nicht absolut; es nähert sich nur eins dem anderen. „Man möchte sagen, der wirkliche Stoff sucht sich nach der geistigen Form zu modeln, aber die Unvollkommenheit seines Materials hindert ihn daran, die gegebene Form auszufüllen.“

„Andere Elemente, die gleich den Vorigen auf generelle Merkmale der natürlichen Objekte durchgepaust sind, verbinden sich mit den Vorigen, um neue Cadres zu bilden.“ Denken wir uns einen Körper in Bewegung. Er beschreibt eine Linie; je nach den Umständen kann dies längere oder kürzere Zeit dauern. Daraus abstrahieren wir einen neuen Begriff, den der Geschwindigkeit. — So oft ein Körper aus der Ruhe in Bewegung übergeht, muß sich in seiner Umgebung etwas verändert haben, es muß eine Bedingung zur Bewegung vorhanden sein. Welcher Art sie immer sein mag, wir nennen sie Kraft, ohne sie vorher ihrer Natur nach zu untersuchen. Sie ist uns weiter nichts als eine Bedingung, deren Vorhandensein zur Verursachung einer Bewegung zureicht, sie wird uns völlig generell und abstrakt. In diesem reinen Zustande wird sie einzig definiert durch ihre Beziehung auf die Bewegung, die sie hervorruft. Wenn nun in dieser Bewegung ein Merkmal, das einer gewissen Größe fähig ist, enthalten ist, so ist auch sie folglich einer gewissen Größe fähig; dieses Merkmal war die Geschwindigkeit. Von diesem Gesichtspunkt aus sprechen wir von einer Kraft, welche zweimal, dreimal so groß ist als eine andere, und wir

verstehen darunter nichts als eine Bedingung, die fähig ist am gleichen Körper und unter gleichen Umständen eine zweimal, dreimal so schnelle Bewegung hervorzurufen.

Unter den Körpern gibt es nun auch solche, die uns als homogen erscheinen, d. h. als aus völlig gleichen Teilchen zusammengesetzt. „Auf diese Indication der Erfahrung hin fällt es uns nicht schwer, ein absolut homogenes Mobile zu begreifen, analog einem einfach festen Geometrischen, das mithin in zwei Hälften teilbar ist, von denen jede aus der gleichen Zahl vollkommen ähnlicher Teilchen besteht.“ Nun soll eine Kraft dem aus der Hälfte dieser Teilchen gebildeten Block eine gewisse Geschwindigkeit mitteilen. Es wird eine gleiche Kraft nötig sein, um dieselbe Geschwindigkeit der anderen Blockhälfte mitzuteilen. Folglich werden zwei gleiche Kräfte, von denen jede der ersten gleich ist, also eine doppelte Kraft, nötig sein, um dem aus beiden Hälften gebildeten Blocke dieselbe Geschwindigkeit zu verleihen. So entsteht der letzte elementare Begriff, der der Masse, die eine Quantität ist, wie die Geschwindigkeit.

In obigem haben wir die generellen Merkmale immer ganz für sich selbst betrachtet; in der Natur aber sind sie nicht von einander gesondert. Da sind sie stets verbunden, eins zieht das andere mit sich, oder strebt wenigstens darnach. Bald zieht das erste das zweite mit sich, bald umgekehrt. „In allen diesen Fällen bilden die beiden Merkmale ein Paar, und dieses Paar heißt Gesetz. Ein Gesetz denken, heißt zwei generelle Begriffe mit einander verbinden; es heißt mit anderen Worten, ein generelles Urteil formieren, oder mit noch anderen Worten, eine generelle Proposition geistig aussprechen.“ Wie kommen wir zur Verbindung dieser Begriffe, zur Formierung dieser Urteile, zur geistigen Aussprache dieser Propositionen? — Betrachten wir zuerst diese Gesetze an sich! Jedes der Feuchtigkeit ausgesetzte Eisen rostet. Jeder Krystall, der hart genug ist, um jeden anderen Körper zu ritzen, ist ein Diamant. Jedes dieser Gesetze besteht aus einem Paare genereller, abstrakter Merkmale, welche mit einander verbunden sind. Auf der einen Seite die Eigenschaft, aus Eisen zu bestehen und der Feuchtigkeit ausgesetzt zu sein, auf der anderen die Entstehung der chemischen Verbindung Rost. „Es ist ersichtlich, daß alle diese Größen generelle Merkmale sind, d. h. einer unbestimmten Zahl von Fällen oder Individuen gemeinsam; ersichtlich ferner, daß sie alle abstrakte Merkmale sind, d. h. apart für sich betrachtete Extrakte; ersichtlich endlich, daß alle diese Größen unter sich verbundene Merkmale, d. h. so beschaffen sind, daß, wenn das erste gegeben ist, das zweite ebenfalls gegeben ist. — Nichts ist nützlicher für den Menschengeist, als diese Struktur der Dinge; man sieht sofort, daß unsere Hauptaufgabe die sein wird, den

eben genannten ähnliche Verbindungen zu entdecken. . . . Ist einmal das Gesetz entwickelt, so ist das erste Merkmal das Anzeichen des zweiten.“ Die Wahrnehmung, daß der gegebene Krystall die härtesten Körper ritzt, ist zureichend, um auszusprechen, daß er beim Verbrennen Kohlensäure entwickeln wird.

Derartige Paare können nun in sich verschiedenartig verbunden sein. Sind die beiden Merkmale neben einander vorhanden, dann sind zwei Fälle möglich. Entweder bedingt die Gegenwart des ersten diejenige des zweiten, ohne daß die des zweiten auch die des ersten bedingen könnte. So ist jede Zahl, deren Quersumme durch neun teilbar ist, durch drei teilbar, das umgekehrte ist jedoch nicht der Fall. Die Verbindung zwischen den beiden Merkmalen ist hier einseitig oder einfach. — Oder das erste Merkmal bedingt durch seine Gegenwart die des zweiten und umgekehrt. So begleiten in jedem Polygon die Seitenzahl drei stets eine Winkelsumme gleich zwei Rechten und umgekehrt. Hier ist die Verbindung zwischen den beiden Merkmalen beiderseitig. — „Bald geht das eine Merkmal, Antecedens genannt, voraus, das andere, Consequens genannt, folgt; das erste heißt auch noch die Ursache des zweiten, das zweite die Wirkung des ersten. Auch hier erscheinen wieder zwei Fälle. — Entweder ruft das erste Merkmal durch seine Gegenwart die Entstehung des zweiten hervor und das zweite wiederum erheischt, um ins Leben zu treten, die vorgängige Gegenwart des ersten. Die Verbindung der beiden Merkmale ist beiderseitig und doppelt: So wird ein jedes bewegliche Ding, auf das zwei divergierende Kräfte wirken, deren eine continuierlich ist, eine Curve beschreiben; und jedes bewegliche Ding erheischt, um eine Curve zu beschreiben, als Vorbedingung die Einwirkung zweier divergierender Kräfte, deren eine continuierlich ist. — Oder das erste ruft durch seine Gegenwart die Entstehung des zweiten hervor, ohne daß das zweite, um hervorzutreten, die Gegenwart des ersten als Vorbedingung erforderte. So ruft jede Reihe von Schwingungen, die mit einer gewissen Geschwindigkeit durch das umgebende Mittel übertragen werden, in uns die Empfindung eines Tones hervor, aber diese selbe Empfindung eines Tones kann spontan in uns entstehen, in den sensitiven Centren, ohne daß zuvor ein äußerer Körper oder ein umgebendes Mittel geschwungen hätte. In diesem Falle, dem am häufigsten vorkommenden, ist die Verbindung der beiden Merkmale einseitig und einfach; es ist dies der wichtigste, den wir deshalb mit größter Aufmerksamkeit untersuchen müssen; auf ihn lassen sich die übrigen zurückführen, und man drückt ihn in der Regel so aus, daß man sagt, die Ursache bringt die Wirkung hervor.“

Es fragt sich: worin besteht die Verbindung der beiden Merkmale? „Der einzige Begriff, sagt John Stuart Mill, dessen wir in dieser Hin-

sicht bedürfen, kann uns durch die Erfahrung gegeben werden. Wir lernen durch die Erfahrung, daß in der Natur eine unveränderliche Successionsordnung herrscht, und daß einem jeden Faktum ein anderes vorhergeht. Wir nennen das unveränderlich Vorhergehende Ursache, das unveränderlich Folgende Wirkung.“ Mill fährt dann fort: „Die wirkliche Ursache ist die Reihe der Bedingungen, die Gesamtheit der Antecedentien, ohne welche die Wirkung nicht eingetreten wäre. . . . Es gibt kein wissenschaftliches Fundament für den Unterschied, den man zwischen der Ursache eines Phänomens und seinen Bedingungen macht. . . . Ebenso ist der zwischen dem Patiens und dem Agens statuierte Unterschied rein verbal. . . . Die Ursache ist die Gesamtsumme der positiven und negativen Bedingungen, die Totalität der Umstände und Möglichkeiten jeder Art, die, einmal gegeben, unveränderlich von dem Consequens gefolgt sind.“ „Unser Wille, sagt nochmals J. St. Mill, bringt unsere körperlichen Aktionen hervor, so wie die Kälte das Eis, oder wie ein Funke die Explosion des Schießpulvers.“ — Hier wie anderwärts gibt es ein Antecedens, den Entschluß, und ein Consequens wie anderwärts, die Muskelkontraktion; die Erfahrung verbindet sie und durch sie wissen wir, daß die Kontraktion dem Entschlusse folgen wird. — Taine fügt dann noch hinzu, daß genauer genommen und abgesehen von den beiden Merkmalen, ob sie gleichzeitig oder successiv, momentan oder dauernd sind, das Band vermittels dessen das erste das zweite als Begleiter, Nachfolger oder Vorläufer herbeiführt, hervorruft oder voraussetzt, nichts ist als eine Eigenschaft des ersten für sich und apart betrachtet. Er versteht darunter, daß es durch sich selbst die Eigenschaft besitzt, daß das andere es begleitet, ihm folgt oder vorhergeht, weiter nichts. Es ist also zureichend, daß es existiere, damit das andere sein Begleiter, Vorläufer oder Nachfolger sei. Sein Gegebensein genügt, die Bedingungen, Umstände, Zeiten, Orte und Medien können sein, welche sie wollen. Das Gesetz hat universelle Geltung und es hat sie deshalb, weil es abstrakt ist. Wenn jedes der Feuchtigkeit ausgesetzte Eisenstück rostet, so geschieht das, weil das Eisen als solches und an sich, der Feuchtigkeit als solcher und an sich unterworfen, die Eigenschaft besitzt, zu rosten. Dieses Gesetz — wie überhaupt alle Gesetze — gilt auch „jenseit unserer kleinen Welt“. Selbst jenseits der letzten Nebelflecke würde die Summe der Dreieckswinkel zwei Rechte ausmachen und auch dort wird ein Körper, der durch zwei Kräfte bewegt wird, die in einem Winkel aufeinander wirken, der Diagonale folgen. —

Hiermit denken wir den darstellenden Teil unserer Aufgabe erschöpft zu haben und wir gehen nun zur Kritik über.

C. Beurteilung.

Jedem Leser muß — sofern er nicht Positivitist ist — die Hauptschwäche der Philosophie Taines sofort entgegengetreten sein. Dies ist das blinde, absolute Verkennen aller apriorischen Elemente. Wie ist es gekommen, daß gerade Taine, der so viel Deutsches in sich trug, der sich für deutsche Geister wie Herder, Hegel und Goethe warm begeisterte, Kant so ignorieren und in die schiefen Bahnen des extremen Empirismus hineingerissen werden konnte? Wir finden hier kaum eine Antwort. Daß er mit Kants Schriften einigermaßen vertraut gewesen sein muß, dafür sprechen die Erwähnungen in seinen Werken. — Soll man auch von Taine annehmen, was man von Mill gesagt hat: er habe Kant nicht verstanden? Das hieße ihm doch vielleicht unrecht tun, zumal auch die Kluft, welche die Sprachschwierigkeiten hätten bilden können, mit der Neuausgabe der Uebersetzung der „Kritik der reinen Vernunft" (von J. Tissot, 3. éd.) im Jahre 1864 überbrückt war. Interessant für die Charakteristik Taines ist die Bemerkung des Italieners Barzelloti, daß vielleicht die einzige Lücke in einem so umfassenden Geiste darin bestehe, daß er Kant nicht ex professo studiert und seinen historischen und wissenschaftlichen Wert nicht erkannt habe.'[12]) Um Kant in seiner Bedeutung auch nur einigermaßen zu erfassen, wird für Taine die unmittelbare Einwirkung seiner großen französischen Vorgänger Comte und Condillac zu mächtig gewesen sein. Um für Kant überhaupt Interesse zu gewinnen, war Taine auch von Anfang an zu sehr Schüler der Engländer John Stuart Mill, Bain und Spencer. Vorzüglich Mills Einfluß macht sich in Taines „De L'Intelligence" allenthalben bemerkbar. Mills Eigenheiten und Fehler finden sich alle in Taines Philosophie wieder. Wir sagen: alle! Auch die geschickteste, man darf sagen raffinierteste, die scheinbar widerspruchloseste und vermeintlich lückenloseste Darstellung kann für die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen. Sei es kurz schon vorausgesagt: in Bezug auf Erkenntnistheorie und Logik hat Taine im ganzen und großen das Verdienst, uns Mills Theorien mit denen einiger anderer verquickt und mit geringen Aenderungen und Erweiterungen versehen, klar und überzeugend dargestellt zu haben, nur das. Den Clou seiner Darstellung bilden die vielen vortrefflichen Beispiele, mit denen er uns seine Doktrinen näher bringt, doch liegen jene meistenteils auf psychologischem Gebiete. „De L'Intelligence", in Bezug auf

[12]) Barzelloti. H. Taine. S. 33.

die Psychologie betrachtet, bedeutet für jene Zeit eine tüchtige Leistung. Taines Beobachtungen sind von seltener Schärfe. Wir müssen natürlich diese Psychologie als richtig voraussetzen. Ihre Grundannahmen dürften auch größtenteils richtig sein. Was für unser Thema von Bedeutung und der neuesten (Wundtschen) Psychologie auffallend entgegen ist, werden wir anführen. Für die weitere Würdigung von Taines Psychologie verweisen wir auf De Margerie und Ribot.

Ehe wir zur spezielleren Kritik übergehen, möchten wir zunächst noch den Standpunkt angeben, von dem aus wir „De L'Intelligence" betrachten wollen: wir bekennen uns zu der Erkenntnistheorie, wie sie von Volkelt in seinem vortrefflichen Werke „Erfahrung und Denken" niedergelegt ist.

Der Hauptfehler Taines, der sich durch seine ganze Erkenntnistheorie hindurchzieht, — der Fehler des Sensualismus überhaupt — ist die rigorose Einseitigkeit, alles Erkennen aus Empfindungen ableiten zu wollen, ist das Verkennen der Spontaneität des Bewußtseins und des in den Formen des Denkens gelegenen Apriori der Erkenntnis.[13])

In folgendem wollen wir uns vor allem bemühen, die Lücken und Sprünge in Taines Theorien, die zu vermeiden ihm als Sensualisten unmöglich ist, aufzusuchen; es werden deren nicht wenige sein. Wir beginnen in unserer Beurteilung — dabei ungefähr den Gang der Darstellung einhaltend — mit dem Einfachsten, der sinnlichen Wahrnehmung, um allmählich zum Komplizierteren aufzusteigen; so wird sich der Mangel des Apriorischen am besten fühlbar machen.

Da muß jedem sogleich die fehlerhafte und oberflächliche Art auffallen, mit der Taine von den Empfindungen, den bloßen Impressionen, zur objektiven Wahrnehmung überspringt. Taine begnügt sich mit den Worten, durch die Wahrnehmung werde die Außenwelt „übersetzt". Wie tief auch seine Analyse immer führt, hier ging sie nicht tief genug, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß seine mechanische Erklärung nicht ausreicht, daß der Eindruck, der uns in der Empfindung von einem Objekte gegeben ist, erst zur Wahrnehmung d. h. zur Erkenntnis des Objektes wird durch ein „Beziehen", dieses Beziehen aber ist eine — wenn auch primitive — Denkfunktion. — Dem Fehler, daß das Apriorische unberücksichtigt gelassen wird, werden wir immer wieder begegnen; an derartigen Stellen schleicht sich dann stets eine apriorische Voraussetzung dogmatisch ein. — Jene Wahrnehmung nun bildet nach Taine in ihren Variationen und Kombinationen das Material aller unserer Erkenntnisse. Das wird niemand anzweifeln. Aber Taine geht dann weiter zur Behauptung, daß auch unsere Begriffe, — „die primitiven

[13]) Eisler. Wörterbuch der philos. Begriffe, II. S. 357.

Fäden, aus denen unsere Begriffe gewebt sind," — nichts als Wahrnehmungen sind, was er dadurch bewiesen zu haben glaubt, daß er die Begriffe als zu Zeichen gewordene Bilder und die Bilder als wiederauflebende Wahrnehmungen erkannt hat.

Fragen wir uns also zunächst: sind die Bilder wiederauflebende Wahrnehmungen? sind sie „von derselben Natur" wie die Wahrnehmungen? Die neueste Psychologie antwortet mit Wundt: nein! Erinnerungsbilder und Sinneswahrnehmungen weichen sowohl qualitativ und intensiv, wie auch in ihrer elementaren Zusammensetzung durchaus von einander ab.[14]) Mehr interessiert für unsere Abhandlung die zweite Behauptung: Bilder mit Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne verbunden bildeten unsere Begriffe, bildeten alles, was in der Erkenntnis der äußeren Objekte über die bloße Wahrnehmung hinausgeht. Der Begriff ist für Taine nichts anderes als ein Bild, ein Substitut, ein Name. Es ist auffällig, daß Taine die Namen, ihre Bildung und ihre Funktion derartig hervorhebt und übertreibt. Dieser mittelalterliche, wieder modern aufgeputzte Nominalismus oder besser Conceptualismus Taines mutet einen wirklich etwas komisch an. Wir brauchen auf diese nominalistische Doktrin nicht einzugehen, De Margerie[15]) und Grube[16]) haben sie hinlänglich kritisiert. — Mit De Margerie werfen wir die Frage auf, „wie und warum wohl die These, daß jeder Begriff ein Bild ist, ein derartig starkes Vertrauen eingeflößt hat, daß er sie als ein Prinzip, oder wenigstens als eine erwiesene und von Stund an über jede Debatte erhabene Wahrheit betrachtet hat? — Denn offenbar hält er sie hierfür, und nur dadurch kann man die ungeheuere und unwahrscheinliche Lücke, die er in seinem Buche gelassen, erklären. . . . . Jede Schule beiseite gelassen, springt doch der Unterschied zwischen wahrnehmen und denken . . . . in die Augen. Infolgedessen muß doch der Psycholog, der diesen Unterschied verwischt, die Gründe, auf die er sich stüzt, vorbringen. — Keiner dieser Gründe ist jedoch in Taines Buche erwähnt; . . . . die Einwürfe gegen die entgegengesetzte These sind nirgends als Einwürfe betrachtet, sondern immer als Probleme, die um jeden Preis im Sinne dieser, seiner These gelöst werden müssen. . . . Taine gehört viel mehr als er sich zugesteht zur Familie jener systematisierenden Denker, die begeistert für die Einfachheit sie für ein bestimmtes Zeichen der Wahrheit nehmen, ... vorausgesetzt, daß das Einfache, auf welches man alles zurückführen will, nach ihrem Geschmack sei; die, wenn sie einen Begriff gepackt haben, darauf alles zurückführen und daraus alles folgern wie aus einem

[14]) Wundt. Grundriß der Psychologie. S. 304.
[15]) De Margerie. H. Taine. S. 57 f.
[16]) Grube. Ueber den Nominalismus. . . . S. 58 f.

allgemeinen Prinzipe; die infolgedessen die Tatsachen ihrem Dienste unterordnen und der Erörterung schon die Resultate vorausbestimmen, die sie wünschen, anstatt die Beobachtung erst sorgfältigst zu befragen und aus ihr das Gesetz zu gewinnen, das die Tatsachen enthalten und offenbaren.[17]) — Damit dürfte wirklich das Gebrechen der Taineschen Philosophie in seinem Ursprunge erfaßt sein. Taines Leitmotiv in „De L'Intelligence" lautet: was in uns ist, stammt aus der Erfahrung, all unser Erkennen und Wissen sind die sinnlichen Wahrnehmungen mit ihren verschiedenen Substituten in verschiedener Weise associiert.

Unser Psycholog hat uns in seiner großen Analyse die Wahrnehmung als eine wahre Halluzination hingestellt. Zwischen dieser wahren und einer eigentlichen Halluzination sieht er nur den Unterschied, daß bei ersterer die Nerven vermittelnd wirken, während in der eigentlichen Halluzination eine solche Vermittelung fehlt. Mit dieser Halluzinationstheorie hat Taine die Frage zu lösen versucht, wie die Vermittelung zwischen den Dingen als den Erkenntnisobjekten und dem Verstande als dem erkennenden Subjekte vor sich geht, und welche Garantie wir haben, daß dieser geistige Vorgang in uns eine wahre und gewisse Erkenntnis der Objekte außer uns sei. De Margerie nimmt zu dieser Theorie in folgender Weise Stellung: „Wenn man darauf besteht, wenn man fragt, woher wir wissen, daß diese Uebereinstimmung der Bilder, vermittels deren wir die äußere Wahrnehmung von der falschen Halluzination unterscheiden, selbst etwas anderes ist als eine Uebereinstimmung falscher Halluzinationen, wenn man fragt, wie halluzinatorische Elemente aufhören es zu sein, und wie wir aus ihnen die Anzeichen einer objektiven Realität entnehmen, so sehe ich nicht ein, daß die Theorie irgendwelche Antwort darauf gibt, noch daß sie folglich irgend eine Verteidigung gegen den Skeptizismus enthielte."[18]) De Margerie fährt dann fort: „Die Doktrin von der wahren Halluzination kann weder in ihrem Adjektiv, noch in ihrem Substantiv verteidigt werden: im Adjektiv nicht, weil sie vollständig daran scheitert zu zeigen, daß diejenige Art der Halluzinationen, der sie den Namen „äußere Wahrnehmung" vorbehält, wahr ist, d. h. den Dingen entsprechend,[19]) und weil sie uns nicht mehr Gründe dafür gibt, zu glauben, daß Dinge existieren, als dafür, daß keine vorhanden sind; — in ihrem Substantiv, weil die Halluzination . . . ein abgeleiteter Vorgang ist, ein Vorgang, der weder möglich noch begreifbar wäre, wenn man nicht eine Wahr-

[17]) De Margerie. H. Taine. S. 69 f.

[18]) De Margerie. H. Taine. S. 85.

[19]) Vom Gesichtspunkte der reinen Erfahrung aus betrachtet haben alle Illusionen und Halluzinationen ganz denselben Wirklichkeitswert wie die wirklichen Wahrnehmungen. (Volkelt.)

nehmung, die ihm die Materialien lieferte, voraussetzt. . . . Die krankhaften, oder anormalen, oder speziellen Vorgänge, in welche sie (die Doktrin) ihr hauptsächliches Vertrauen setzt, sind nicht annehmbar, weil sie keine Schlußfolgerung nach außerhalb ihres Bereiches zulassen.[20])

Wir müssen der Kritik von De Margerie beistimmen. Aber fragen wir auch einmal: wer hat jemals die obige Frage gelöst, wer wird sie lösen? Wie die Vermittelung zwischen Erkennendem und Erkanntem geschieht, wird stets Problem bleiben. In Bezug auf diese Frage gibt es soviel Hypothesen als es Philosophen gibt. Die Tainesche Halluzinationstheorie zeugt — soviel müssen wir doch anerkennen — trotz ihrer Fehler von einer selten scharfen Beobachtungsgabe, die analytisch bis ins Gehirn des Somnambulen, des Hypnotisierten und des Wahnsinnigen eindringt. Aber wie interessant sie auch ist, sie geht doch stark ins Metaphysische, ist unwissenschaftlich und unbeweisbar.[21]) — Eine letzte Bemerkung sei noch gestattet: wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß diese ganze Halluzinationstheorie im Grunde genommen auf weiter nichts hinausläuft als auf einen Vergleich; auf einen Vergleich zwischen der eigentlichen Halluzination und der sinnlichen Wahrnehmung als einer gehemmten Halluzination, der schließlich auch für die pathologische Psychologie interessante Gesichtspunkte gezeitigt hat. —

Die Ableitung des Begriffes als einzig und allein aus dem „Triebe“ resultierend könnte einen fast an ihre Richtigkeit glauben machen, so überzeugend und geschickt ist sie gehalten. „Der Trieb entspricht einer gemeinsamen Eigenschaft, die einer Gruppe von Gegenständen eigentümlich ist.“ Und was ist der Trieb selbst? Antwort: „eine Eigentümlichkeit der menschlichen Natur.“ Mit dieser von Taine öfters angewandten nichtssagenden Phrase ist die Frage erledigt. Was der Trieb leisten soll, liegt auf der Hand: er soll das formal verknüpfende, die „transcendentale Apperception“ ersetzen, er soll aus einer „Summe von Einzelnen“ die ihnen gemeinsamen Merkmale hervorheben. Dies ist aber eine Tätigkeit synthetischer Art, also eine apriorische Funktion, welche bei Taine schlechterdings keine Berücksichtigung findet, die er „erschleicht“. — Der Begriff geht vielmehr, wie Wundt sagt, aus der „aktiven Apperzeption“ hervor, aus der „Synthese einer herrschenden Einzelvorstellung mit einer Reihe zusammengehöriger Vorstellungen“.[22]) Es leuchtet ein, daß mit jenem Triebe die Begriffsbildung nicht erklärt ist.

---

[20]) De Margerie. H. Taine. S. 99.

[21]) A. Riehl sagt in seinem „philosophischen Kritizismus, Bd. II, S. 189, nichts sei verkehrter als die Wahrnehmung aus Halluzinationen herzuleiten; das hieße das normale Leben des Geistes aus dem pathologisch veränderten herleiten.

[22]) Wundt. Logik I. S. 51.

Nun ein Wort über die Association. Wie schon hervorgehoben, behauptet Ribot in seinem Artikel „M. Taine et sa Psychologie", Taine berücksichtige die Association zu wenig. Nun, unsere Darstellung wird gegen diese Behauptung gesprochen haben. Taine erwähnt die Association sehr, sehr oft. Worin besteht denn nach Taine die ganze Erkenntnis? Doch nur in den Wahrnehmungen, ihren Zeichen und Erinnerungsbildern, die durch nichts anderes als die Association in verschiedener Weise verbunden sind. — Es mag zugegeben werden, daß die Funktionen der Association nicht ganz klar zu Tage liegen, daß sie vor allem durch die Substitutionen, von denen Taine so ausführlich spricht, etwas versteckt und umkleidet sind; aber es muß doch betont werden, daß durch Taine gerade den Associationen die Geltung und Bedeutung zuerkannt worden ist, die ihnen gebührt. Von einer Hintansetzung der Association in „De L'Intelligence" kann nicht die Rede sein. John Stuart Mill gegenüber hat er in diesem Punkte — das verdient hervorgehoben zu werden — wirklich wieder einmal einen Vorzug, nämlich den, das Denken nicht wie Mill „zum bloßen zwangsweisen Associieren degradiert[23]) zu haben. — Dieser Vorzug verringert sich zwar sofort wieder in hohem Maße, wenn man inbetracht zieht, daß Taine für das Denken überhaupt keine nähere Erklärung übrig hat. Taine ist in höherem Grade dogmatisch als Mill. —

Wie Taine schon in seiner Vorrede zu „De L'Intelligence" angibt, gehört seine Erklärung des Begriffes vom Raume Bain an. Nach Bain bezeichnet Raum und Ausdehnung in erster Linie nichts anderes als ein durch Uebung empirisch gewonnenes Bewegungsbild, welches mit der Sinneswahrnehmung associiert ist. De Margerie kritisiert diese Theorie folgendermaßen: „Man sieht nicht, daß diese Theorie erklärt, was sie erklären zu wollen behauptet. An ihrem Anfange gibt sie zu, daß es in uns einen Begriff der Ausdehnung gibt, der nicht mit dem Begriffe der Dauer zu verwechseln ist; und sie läßt sich darauf ein, zu zeigen, daß und wie der eine von dem anderen herkommt. In ihrer Entwicklung aber zeigt sie es keineswegs und läßt es nicht einmal ahnen. An ihrem Ende kommt sie zu dem Schlusse, daß wir nicht den Begriff der Ausdehnung haben, sondern nur den der Dauer von gewissen Empfindungen einer besonderen Art, und daß man übereingekommen ist, diese Dauer Ausdehnung zu nennen."[24])

Taine hat diese Theorie, die, wie er sich ausdrückt, „die Zeit zur Mutter des Raumes macht", als „wunderbar" übernommen. Aus ihr heraus erklärt er dann noch den Körper. Erinnern wir uns, er sagt:

[23]) Reichel. Darstellung und Kritik von J. St. Mills Theorie d. induktiven Methode Z. Ph. Kr. Bd. 123. S. 138.

[24]) De Margerie. H. Taine. S. 85.

rechnet man zu der räumlichen Ausdehnung noch die Festigkeit, d. h. das Vermögen, die Wahrnehmung des Widerstandes hervorzurufen, so hat man den Körper. Ferner: dadurch, daß Taine die Dinge als bloße Summen von Eigenschaften und die Eigenschaften nur als Summen von Phänomenen erkannt hat, kommt er schließlich zu der Definition der Körper als Wahrnehmungsmöglichkeiten unter gewissen Bedingungen und als Wahrnehmungsnotwendigkeiten unter denselben Bedingungen plus einer komplimentären.

De Margerie sagt, mit letzterem habe Taine die Theorie John Stuart Mills über die äußere Wahrnehmung verbessert und vervollständigt. Nun, verbessert auf keinen Fall: er hat ihr einen Zusatz gegeben, also sie vervollständigt. Aber was hat er vervollständigt? Eine in ihrem Grunde unhaltbare Theorie, nämlich die der Wahrnehmungsmöglichkeiten. — In der Kritik dieser Millschen Wahrnehmungsmöglichkeiten können wir uns kurz fassen, da Reichels „Darstellung und Kritik von J. St. Mills Theorie der induktiven Methode" bereits ausführlich darauf eingegangen ist. Auch Volkelts „Erfahrung und Denken" enthält eine Beurteilung dieser Theorie. Die Einführung der Wahrnehmungsmöglichkeiten durch J. St. Mill war ein Verlegenheitsakt, der aus der Einsicht entsprang, daß die wirklich bewußten Wahrnehmungen weder Kontinuität noch Gesetzmäßigkeit zeigen.[25]) Natürlich geht es auch in dieser Theorie ohne Inkonsequenz nicht ab. Mill — und mit ihm Taine — hat nicht berücksichtigt, daß die Erfahrung nur Wirkliches, keinesfalls Mögliches geben kann. Woher nehme ich die Ueberzeugung, daß jenes weiße Papier[26]) auch noch auf dem Tische liegt, wenn ich das Zimmer verlassen habe? Sicher nicht aus reiner Erfahrung, denn diese kann nicht ein Substrat ihrer selbst jenseits ihrer selbst, mit einem von ihr unabhängigen Sein zu eigenem Rechte, ohne jede Spur eines Beweises, statuieren.[27]) Die Theorie der Wahrnehmungsmöglichkeiten ist ein „Widerspruch gegen alle Erfahrungsmäßigkeit."[27]) Taine hat nun diese Möglichkeit durch Hinzufügung der „letzten fehlenden Bedingung" zur Notwendigkeit gesteigert. Doch diese Steigerung ist nur scheinbar geschehen. „Dieser Zusatz ist nichtig", sagt De Margerie, „Stuart Mill hat ganz genau hervorgehoben, daß diese Möglichkeiten bedingte Gewißheiten sind, d. h. Notwendigkeiten, wenn die Bedingung erfüllt ist. Taine widerholt nur dasselbe mit gleichwertigen Ausdrücken."[28]) Letzteres ist überhaupt Taines Art. In seinem Bestreben — man kann sagen in seiner Sucht — jede Theorie möglichst auszubauen und klar-

[25]) Volkelt. Erfahrung und Denken. S. 112.
[26]) Vrgl. oben S. 25.
[27]) Reichel. Z. Ph. Kr. Bd. 123. S. 126.
[28]) De Margerie. H. Taine. S. 88.

zulegen, was er vor allem durch viele Beispiele zu erzielen sucht, scheint er dann das Entlehnte und das ihm Eigene nicht recht trennen zu können; so kommt es denn, daß er glaubt, etwas neues gebracht zu haben, während er in Wahrheit nur besser und ausführlicher erläutert hat, sonst aber über seine Vorlage nicht hinausgegangen ist.

Die Wahrnehmungsmöglichkeiten sind für Mill und Taine die Existenz in abstracto, sie sind die Realitäten, ja sie werden, wie wir gesehen haben, für viel realer erklärt als die aktuellen Wahrnehmungen und schließlich für realer als die Realitäten selbst. Die Wahrnehmungsmöglichkeiten sind ferner allen uns ähnlichen Wesen gemeinsam. Die Welt der möglichen Wahrnehmungen, die einander nach bestimmten Gesetzen folgen, ist ebensowohl in den anderen wahrnehmenden Wesen, wie in mir vorhanden, es gibt also eine Existenz außer mir, — eine Außenwelt. — Die letzte Folgerung, „es gibt also eine Außenwelt" ist aus einem circulus vitiosus hervorgegangen, denn die Wahrnehmungsmöglichkeiten, von denen auf die Realität der Außenwelt geschlossen wird, sind erst aus der Erfahrung abgeleitet. Erfahrung durch Erfahrung beweisen zu wollen, ist unmöglich.

Auch die Existenz ihm gleicher Subjekte glaubt Taine aus der Erfahrung heraus bewiesen zu haben. Die Unmöglichkeit dieses Erfahrungsbeweises hat Volkelt in folgendem dargetan: „Die Selbstgewißheit meines Bewußtseins verbürgt mir lediglich die Wahrnehmungen von Menschenbildern und deren sichtbaren und hörbaren Aeußerungen. Freilich knüpft nun jeder an diese Wahrnehmungsbilder intuitiv die Deutung, daß einem jeden von ihnen, da sie von dem Wahrnehmungsbilde von meinem eigenen Leibe und dessen Aeußerungen eine durchgängige, sich immer von neuem bestätigende Aehnlichkeit haben, auch ein selbständiges, dem meinigen prinzipiell gleiches Bewußtsein entsprechen müsse. Allein ob diese Deutung richtig sei, bleibt für den Standpunkt des bloßen Wissens vom Bewußtsein — als einzigen Erfahrungswissens — vollkommen dahingestellt. — Es ist leicht, die Erfahrung, Beobachtung . . . und dergl. als einziges Werkzeug des wissenschaftlichen Forschens unermüdlich zu preisen, wenn man doch über solche Punkte, wo sich dieses Werkzeug in besonders auffallender Weise als unzureichend erweist, mit Stillschweigen oder flüchtigem Abtun hinwegzugehen liebt."[29])

Auch Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit aus der Erfahrung abzuleiten ist unmöglich. Denn Allgemeingültigkeit hat nur unter der Voraussetzung der Existenz anderer Subjekte, auf deren Anerkennen sie sich eben gründet, einen Sinn.[30]) Und was die Notwendigkeit angeht,

[29]) Volkelt. Erfahrung und Denken. S. 74.
[30]) Volkelt. Erfahrung und Denken. S. 77.

so steht doch allgemein fest, daß die Erfahrung immer nur Einzelfakta bieten kann. „Bloß tatsächliches Neben- und Nacheinander aber kann, und mag es tausend mal eingetroffen sein, in allen diesen tausend Fällen gleichwohl bloßer Zufall gewesen sein und der 1001 Fall kann die vermeintlich in ihm liegende Notwendigkeit Lügen strafen! Sigwart nennt es kurzweg „Bockmelkerei", aus einer noch so großen Anzahl bloßer Tatsachen eine Notwendigkeit herauspressen zu wollen. Die opinio necessitatis, welche allein aus dem bloß Faktischen ein Gesetzliches macht, stammt aus dem Subjekt, nicht aus dem Objekt."[31])

Genau so steht es mit Gesetzmäßigkeit und Gesetz; auch hier wieder Verkennen des Apriorischen. Taine hält — auch darin folgt er wieder Mill — alle Gesetze für in der äußeren Natur begründet und glaubt sie durch Abstraktion von Tatsachen gefunden zu haben. Auf diese Weise sind alle seine Gesetze aufgestellt oder die für ihn schon vorhandenen erklärt. Er bringt immer eine Anzahl Beispiele, die alle dasselbe aussagen, und anstatt dann zu folgern: in allen den bisherigen Fällen war es so, es wird also wohl auch im nächsten Falle so sein, schließt er: es muß in allen Fällen so sein und redet vom „Kunstwerk der Natur" oder von „Gesetzen, die von der Natur in Anwendung gebracht sind", und wie die schönen Worte alle heißen. — In Wahrheit ist uns die sinnliche Welt nur eine chaotische Totalität des Eindrucks"[32]) und alles, was wir von ihr wahrzunehmen glauben, alle Ordnung, Notwendigkeit, Gesetzmäßigkeit — und Kausalität ist von uns hineingetragen worden, ist an sich nicht in der Außenwelt, ist Produkt des denkenden Subjektes.

Was ist für Taine die Kausalität? — Daß er dieselbe Methode wie Mill anwendet, d. h. daß er auch die Kausalität aus einzelnen Erfahrungsfällen induziert, war wohl nicht anders zu erwarten. Auch hierin war ihm Mill wieder Vorbild, schon die wörtlich angeführten Stellen beweisen es. — Wie alle Gesetze, so ist ihm auch das Kausalgesetz nicht ein Gesetz, das dem Denken entspringt, sondern eines, das objektiv in der Natur enthalten ist, das uns einzig und allein von der Erfahrung diktiert ist. Das ist falsch, denn „Kausalzusammenhang ist ein Zusammenhang; die Erfahrung aber gibt keine Zusammenhänge, sondern diskrete Einzeldaten; die Synthese des Befundes geschieht durch das Denken. Das Kausalgesetz ist ein Gesetz, eine Zwangsregel; die Erfahrung aber erzeugt keine Regeln; der „Regulator" der Erfahrung ist das Denken. Die Erfahrung gibt nur Antezedentien und Konsequentien; aus dem Verhältnis von Antezedens und Konsequens gegebenenfalls ein Kausalverhältnis zu konstruieren, ist die Leistung des Denkens,

[31]) Reichel. Z. Ph. Kr. Bd. 123 S. 126.

[32]) Ein Ausdruck von Schleiermacher.

und zwar wohl die genialste Leistung, welche das Denken überhaupt vollbracht und vollbringt. Nur wer das Kausalgesetz als ein Denkgesetz ansieht, kann ihm Notwendigkeitsgehalt, d. h. schlechthinige, apodiktische Giltigkeit beimessen; ohne diese aber sinkt es zu einem Ridiculum herab.[33]) Für Mill ist denn auch das Kausalgesetz, entsprechend seinem Ursprung, „lediglich ein empirisches Gesetz, und er läßt alle Konsequenzen dessen gegen sich gelten: ja er gibt sogar zu, daß gemäß seinen Aufstellungen jenseits unserer Erfahrung statt der Kausalität ebensogut das Geratewohl herrschen könne".[33]) — Diese Einschränkung macht Taine dagegen bei seinem Kausalgesetze nicht. Das Kausalgesetz hat nach ihm wie alle Gesetze universelle Geltung, es gilt auch „jenseit unserer kleinen Welt". — Ueber den Taineschen Beweis dieser universellen Giltigkeit muß man wirklich lachen: die Gesetze sind universell, weil sie abstrakt sind! Das heißt wirklich den Teufel durch Beelzebub austreiben. Taine abstrahiert und abstrahiert aus der Erfahrung, bis er schließlich vermeintlich zum Gesetz gekommen ist, und dann gebraucht er dieses aus der Erfahrung gewonnene Abstrakte als Beleg für desselben Gesetzes universelle Geltung. Mill war als Empiriker konsequent verfahren, er hatte die Geltung des Kausalgesetzes auf die Erfahrung beschränkt, nur hatte er damit allen Tatsachen des unmittelbaren Selbstbewußtseins Hohn gesprochen,[34]) das hat Taine wahrscheinlich gefühlt und so wurde er zu jenem so verunglückten Auswege verleitet. — Was nun aber die Kausalität an sich angeht, so muß zugestanden werden, daß Taine das Wesen der Ursache besser erfaßt hat als Mill. Bei Mill war das Kausalgesetz nur eine Unveränderlichkeit der Succession, Taine sieht in dem „ersten Merkmale" (dem das zweite folgt) nicht nur die Bedingung, unter der das zweite Ereignis eintritt, sondern wirklich die Ursache, „das Bewirkende", denn das will er doch mit dem Bande, vermittels dessen das erste Merkmal das zweite hervorruft, mit dem als Eigenschaft dem ersten Merkmal Innewohnenden,[35]) wohl gesagt haben.[36]) —

Durch die Aufnahme der J. St. Millschen Wahrnehmungsmöglichkeiten und vor allem durch die Behauptung, diese Wahrnehmungsmöglichkeiten seien den aktuellen Wahrnehmungen gegenüber das allgemeinere und zugleich wirklichere, hat sich Taine zu einem Relativismus bekannt, der sein ganzes Werk durchzieht, und den er auch durch-

---

[33]) Reichel. Z. Ph. Kr. Bd. 123. S. 129.

[34]) - - - - - - - 130.

[35]) Vrgl. S. 48.

[36]) Hommay (Revue philosophique XXIV.) meint, die Verunstaltung und Verstümmelung des Kausalbegriffs sei der Hauptvorwurf, der Mill von Taine gemacht werde.

geführt hat. So sind die Fähigkeiten des Ich nur relative Begriffe oder Vermögen, so sind Raum und Ausdehnung relativ: Bewegungsbilder in Bezug auf unsere successiven Muskel- und Tastempfindungen. So sind die Eigenschaften der Substanz wie auch aller Körper relativ, stehen in Relation zu den Wahrnehmungen der Menschen und ihnen analoger Wesen. Doch sie sind! Allen jenen in Relation zu den wahrnehmenden Wesen gebrachten physischen Dingen der Außenwelt ist Wirklichkeit zuerkannt. Der Relativismus ist realistisch. Geist und Seele existieren nirgends, die ganze Natur ist mechanistisch erklärt, alles Werden und Geschehen ist Bewegung = Modifikation von Materie. —

Daß wir in unserer Beurteilung der Erkenntnistheorie Taines nicht ausführlicher geworden sind, findet darin seine Begründung, daß eine „prinzipielle" Kritik über den Positivismus und noch dazu über den gründlichsten, nämlich über denjenigen Mills, bereits geschrieben ist; wir meinen die Kritik über Mills Theorie der induktiven Methode von H. Reichel.

Wenn wir zum Schlusse nun ein Resultat unserer Untersuchung aussprechen sollen, so geraten wir einigermaßen in Verlegenheit: das Resultat ist ziemlich negativ. Und doch war es nicht anders zu erwarten; denn das Prinzip der sensualistischen Philosophie, aus Empfindungen heraus alle Erkenntnis aufzubauen, ist schlechterdings vom ersten Anfang an leistungsunfähig. Das hieße — wie Wundt sich ausdrückt — aus dem Nilsande die ägyptische Kultur deduzieren.[37]) — Die sensualistische Philosophie geht schon von Anfang an über sich selbst hinaus, da sinnliche Wahrnehmungen als solche schon nichts Gegebenes, sondern bereits „das Produkt einer abstrahierenden Analyse des Denkens sind.[38]) Erkenntnis ist eben nicht nur Wahrnehmung, sondern eine Verarbeitung der Wahrnehmungen durch das Denken. Erfahrung wird zur Erkenntnisquelle erst dadurch, daß das Denken sie in seine Zucht nimmt.[39]) Hiergegen mögen noch so interressante Theorien aufgestellt werden, das Dogmatische wird sich unvermeidlich einschleichen. Der Kritizismus Kants hat das für alle Zeiten entscheidende Wort gesprochen: „daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfange, daran ist kein Zweifel . . . Wenn aber gleich alle Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung."[40]) Was haben wir an dem ganzen zweibändigen Werke „De L'Intelligence" an erkenntnistheoretisch Wichtigem und vor allem auch Taine Eigenem herausgefunden? Außer

---

[37]) Wundt. Philos. Studien. II. Bd. S. 305.
[38]) Eisler. Wörterbuch . . . II. S. 357.
[39]) Eisler. Erkenntnistheorie. S. 92.
[40]) Kant. Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe Kehrbach. S. 647.

der gegen das Ende konstatierten, Mill gegenüber vollzogenen Vertiefung des Kausalbegriffes doch nur rein Nebensächliches. Die von uns schon ausgesprochene Behauptung, Taine habe die ganze Erkenntnistheorie von Mill entlehnt, bleibt zu Recht bestehen. Taine hätte „De L'Intelligence" auf das Gebiet der Psychologie beschränken sollen, was auch bei der Entstehung sein Plan gewesen zu sein scheint. Dadurch, daß er darauf seine Erkenntnislehre, aus den Geistesprodukten anderer — vor allem Mills bestehend — zusammengestoppelt, aufbaute, hat er sich wenig Ruhm erworben. Die Erkenntnistheorie Taines ist mit noch mehr Recht eine „Sisyphusarbeit" zu nennen als die John Stuart Mills.

Lebenslauf.

Ich, Ewald Willy Hentschel, wurde am 8. Februar 1883 als Sohn des Gutsbesitzers August Eduard Hentschel und der Frau Auguste Pauline geb. Michael zu Schönfeld (Amtshauptmannschaft Rochlitz in Sachsen) geboren. Ich gehöre der evangelischen Konfession an. Meine erste Schulbildung genoß ich in der Volksschule zu Groß-Milkau. Fernerhin besuchte ich die Realschule zu Rochlitz, die Oberrealschule zu Halle a. S. und das Realgymnasium zu Borna. An letzterer Anstalt bestand ich am 20. März 1905 die Reifeprüfung. Vom 1. April 1905—1. April 1906 genügte ich meiner Militärpflicht zu Erlangen und war zu gleicher Zeit an der dortigen Universität als Studierender der Philosophie immatrikuliert. Mit Schluß des S. S. 1906 verließ ich Erlangen und setzte mein Studium an der Universität Leipzig fort. Den Sommer 1907 verbrachte ich zwecks Sprachstudien in Besançon und Paris. Seit dem Winter 1907 studiere ich wieder in Leipzig und zwar vorzüglich Philosophie und Neuere Sprachen. — Allen meinen Lehrern sei für den anregenden Unterricht und das mir stets erwiesene Wohlwollen herzlich gedankt.

Willy Hentschel.